



OTTO VON GUERICKE
UNIVERSITÄT
MAGDEBURG

GSE

FAKULTÄT FÜR GEISTES-,
SOZIAL- UND ERZIEHUNGS-
WISSENSCHAFTEN

Bianca Wiemann:

**Von der Schule in die Berufsausbildung – Zum
Verhältnis von Gatekeeping und kulturellem
Kapital bei der Berufswahlentscheidung.**

Eine exemplarische Fallstudie über die Berufswahlentscheidung zur Hebamme im Raum Magdeburg

Hrsg. von Prof. Dr. Dietmar Frommberger
Heft 2 | 2010
ISSN 1865-2247

Herausgeber:

Prof. Dr. Dietmar Frommberger

Lehrstuhl für Berufspädagogik

Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften

Institut für Berufs- und Betriebspädagogik

Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Zschokkestraße 32

D-39104 Magdeburg

Telefon: +49-(0)391-67-16625

Telefax: +49-(0)391-67-16562

E-Mail: dietmar.frommberger@ovgu.de

Quelle/ Zitationshinweis:

Wiemann, B. (2010). Von der Schule in die Berufsausbildung – Zum Verhältnis von Gatekeeping und kulturellem Kapital bei der Berufswahlentscheidung. Eine exemplarische Fallstudie über die Berufswahlentscheidung zur Hebamme im Raum Magdeburg. In: Frommberger, D. (Hrsg.), *Magdeburger Schriften zur Berufs- und Wirtschaftspädagogik*, Heft 2. Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.

Online Zugriff unter:

http://www.ibbp.uni-magdeburg.de/inibbp_media/downloads/bp/Heft2_2010.pdf

© Copyright

Die in der Reihe *Magdeburger Schriften zur Berufs- und Wirtschaftspädagogik* erscheinenden Veröffentlichungen sind einschließlich Graphiken und Tabellen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Microverfilmungen und Einspeicherung auf elektronischen Datenträgern.

Abstract

Die Berufswahl ist ein vielschichtiger, kontroverser und problematischer Vermittlungsprozess zwischen objektiven Anforderungen und subjektiven Erwartungen, die nicht losgelöst von den Vorgaben des Bildungs- und Beschäftigungssystems verläuft. Die Berufswahlentscheidung wird zu einer sensiblen Etappe im Sozialisationsprozess. Dieser Entscheidung voran geht die bestmögliche Entwicklung von kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen in der Phase der vorberuflichen Sozialisation, welche unter Mithilfe von Gatekeepern strategisch bei der Wahl eingesetzt und im Zuge der beruflichen Lebensplanung auf bestimmte Ausbildungsberufe abgestimmt wird. Die Zielsetzung der Arbeit ist eine bis dato ausstehende Zusammenführung über den Einfluss und das Verhältnis von Bildungsqualifikationsniveaus und Gatekeeping bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme in Magdeburg offenzulegen. Dabei sollen Tendenzen über die Bedeutung und Nutzung von kulturellem, sozialem und ökonomischen Kapital der Jugendlichen vor dem Hintergrund sozialisationsbedingter Beurteilungs-, Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster beim Übergang zur ersten Schwelle herausgestellt werden.

Die empirische Herangehensweise der Arbeit impliziert die Übergangsgestaltung als familiären Sozialisationsprozess und berücksichtigt den systematischen Einsatz von sozialen Beziehungen sowie kulturellen und ökonomischen Ressourcen. Diese Einflussgrößen werden im theoretischen Teil der Arbeit umfassend über die Ansätze von Walter Heinz, Pierre Bourdieu und Olaf Struck konstruiert. Zunächst wird Heinz vorberufliche und berufliche Sozialisationstheorie vorgestellt und in den Kontext von Bourdieus Habitusstheorie eingebettet. Der berufliche Habitus bildet dabei den Bezugsrahmen aus der Vergesellschaftungsperspektive von Sozialisationsprozessen in der Biografie. Individuen erwerben in ihrer Biografie kulturelles, soziales und ökonomisches Kapital, das ihnen Beteiligungs- und Gestaltungschancen ermöglicht. Das Habituskonzept dient als Matrix für die Aneignung, Beurteilung und Nutzung dieser Kapitalien, welche als Einflussfaktoren in den Kontext der Berufswahl einfließen. Abschließend wird die Rolle von Beratungsinstanzen bei der Berufswahl über den Ansatz des Gatekeepings nach Struck konkretisiert.

Auf der Grundlage der theoretischen Rahmung und auf der individuell ausgerichteten Forschungsperspektive der drei Berufswählerinnen ergeben sich zwei große Forschungsfragen:

1. In welchem Verhältnis stehen Gatekeeping und das kulturelle Kapital bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme in Magdeburg?

2. Wie beeinflussen die in der Sozialisation erworbenen kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen vor dem Hintergrund des Habitus den Prozess der Berufswahl zur Hebamme an der ersten Schwelle?

Der methodische Aufbau der Arbeit basiert auf der Leitidee des problemzentrierten Interviews, wobei die Datenanalyse sich gemäß der inhaltsanalytischen Vorgehensweise gestaltet.

Die Ergebnisse zur Darstellung der Berufswahlentscheidung zur Hebamme zeigen, dass die biografische Übergangsgestaltung vom Ausmaß der vorberuflichen Sozialisationserfahrungen und von den verfügbaren kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen abhängt. Daneben steht die Maximierung von institutionalisiertem Kulturkapital, um den erreichten Abschlüssen dem in der Sozialisation erworbenem inkorporiertem Kulturkapital institutionalisiertes Ansehen zu verleihen, welches letztlich in bessere Chancen auf dem Ausbildungsmarkt mündet. Die Ergebnisse fokussieren den Einfluss von Gatekeepern bei der Übergangsgestaltung. Hierbei wird auf ein Wechselspiel zwischen dem Verhältnis von Gatekeeping und kulturellem Kapital verwiesen, indem ein Gatekeeper als Ausgangspunkt und wichtigster Indikator für die Berufswahlentscheidung hervorgeht, wohingegen das kulturelle Kapital seine größte Bedeutung im Bewerbungsprozess, durch die Bewertung des individuellen kulturellen Kapitals von Gatekeepern, findet. Die Biografie der Probandinnen zeigt weiter auf, dass das Bildungskapital und der Übergang in eine andere Statuspassage untrennbar sind. Die theoretischen Annahmen über einen Zusammenhang von familiärer Sozialisation, Habitus und dem Berufswunsch konnten daher im speziellen Fall der Ausbildung zur Hebamme im Erhebungsraum Magdeburg bestätigt werden.

Bianca Wiemann: Von der Schule in die Berufsausbildung – Zum Verhältnis von Gatekeeping und kulturellem Kapital bei der Berufswahlentscheidung.

Inhaltsübersicht

1 Einleitung	4
2 Problemstellung.....	7
3 Die soziologische Perspektive der Berufswahlforschung	12
4 Berufswahl als Sozialisationsprozess nach Heinz.....	13
4.1 Berufliche Sozialisation	14
4.2 Die Sozialisation für und durch den Beruf.....	15
4.3 Individualisierung der Biografie – Das Konzept der Selbstsozialisation.....	17
4.4 Übergangsbewältigung und Krisenmanagement.....	19
5 Sozialisation, Habitus und Kapital	21
5.1 Die feinen Unterschiede – Die Habitus­theorie.....	22
5.2 Soziale Felder und Bourdieus Theorie vom Kapital	25
6 Hilfe beim Übergang von der Schule zum Beruf.....	29
6.1 Gatekeeper an Statuspassagen.....	30
6.2 Zur Problematik des Gatekeepings	32
7 Rahmen für die empirische Analyse	33
8 Forschungsziel.....	37
8.1 Forschungsstand und Forschungsdefizite.....	37
8.2 Forschungsfragen	39
9 Methodischer Aufbau.....	40
9.1 Methodenauswahl.....	41
9.2 Datenerhebung	43
9.3 Datenaufbereitung und Datenauswertung	45
10 Von der Schule in die Berufsausbildung zur Hebamme	46
10.1 Zur Darstellung der Übergänge in die Berufsausbildung.....	47
10.1.1 Zur Darstellung von Frau Ast.....	48
10.1.2 Zur Darstellung von Frau Krone	51
10.1.3 Zur Darstellung von Stamm	55

10.2 Zum Vergleich der Übergänge in die Berufsausbildung.....	58
11 Kapitalbesitz und Anlagestrategien – Zum Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping bei der Berufswahl	66
12 Schluss.....	78
Literatur.....	85

1 Einleitung

Die Entscheidung für einen Beruf und der damit verbundene Übergang in die Ausbildung legen den Grundstein für den Verlauf der weiteren Berufsbiografie. Die Biografie wird in der Regel von drei Übergängen bestimmt - dem Übergang vom Bildungssystem in das Erwerbssystem, gefolgt vom Übergang innerhalb des Erwerbssystems, Betriebs- oder Berufswechsel, und zuletzt auch jener in den Ruhestand. Gegenstand dieser Arbeit ist der Übergang vom allgemeinen Bildungssystem der Schule in das Erwerbssystem der dualen Berufsausbildung, der Prozess der Berufswahlentscheidung in der sensiblen und oft krisenhaften Lebensphase, der Adoleszenz.

Bildung und Statuspassagen sind in der Biografie eng miteinander verknüpft. Die schulische Vorqualifikation und der damit verbundene Grad des erreichten allgemeinbildenden Schulabschlusses sind daher weichenstellend für die Berufsbiografie. Die Entscheidung zwischen einer gymnasialen Schullaufbahn und dem Beginn einer Ausbildung nach der Realschulzeit steht häufig noch vor der eigentlichen beruflichen Orientierung und somit auch vor der beruflichen Erstplacierung. Mit dem Ende der Schulzeit wird die Ausgangsposition für die individuelle Berufslaufbahn geschaffen, von welcher aus Jugendliche den Übergang zur ersten Schwelle bewältigen müssen. Der Bewältigungsprozess des Übergangs bringt für Jugendliche zahlreiche Herausforderungen mit sich. Die Entscheidung über den Bildungsweg oder die berufliche Erstplacierung ist das Ergebnis langjähriger und schwieriger Orientierungsprozesse. Aus den Berufswünschen der Kindheit wird unter Einfluss von Familie, Verwandten, Freunden oder Berufsberatern, der Entwicklung eigener Interessen und auch unter dem Druck der realen Zugangsmöglichkeiten der Bildungs- und Berufswunsch für die berufliche Erstplacierung. Individuelle Fähigkeiten, Interessen, Wünsche und Kenntnisse müssen kompatibel mit dem sich stetig wandelnden Arbeitsmarkt sein. Die Berufswahlentscheidung wird nicht mehr nur als punktuell in einem bestimmten Lebensabschnitt gesehen, sondern als ein Prozess, der in der Schulzeit beginnt und sich fortlaufend durch die individuelle Erwerbsbiografie erstreckt. Mit dem Abschluss der Haupt-

oder Realschule beginnen Individuen ihre Entscheidungen über ihren beruflichen Werdegang¹ selbst zu treffen. Mit der Entscheidung für einen Beruf sind weitreichende Folgen für die individuelle Berufsbiografie verbunden, denen sich Jugendliche zum Entscheidungszeitpunkt häufig nicht bewusst sind. Aufgrund der Vielzahl an Berufen verlieren Jugendliche häufig den Überblick über die Angebote sowie über die in den unterschiedlichen Berufen geforderten Qualifikationen und Kompetenzen. Daher können aufgrund mangelnder Informationen unpassende Berufe gewählt werden, was nicht selten zu Verlusten an Zeit, Geld und persönlicher Identifikation mit dem Beruf führt. Wichtig ist deshalb, dass Jugendliche vor der Berufswahl individuelle Kompetenzen, Neigungen und Interessen ermitteln und infolgedessen ein berufliches Konzept herausbilden können. Im Allgemeinen eröffnet ein hohes Bildungs- und Qualifizierungsniveau bessere und sichere berufliche Entwicklungschancen auf dem häufig von unsicheren Beschäftigungsverhältnissen geprägtem Arbeitsmarkt. So sind das Vorhandensein einer breit gefächerten Grundausbildung und Schlüsselqualifikationen von besonderer Bedeutung im Prozess der Berufswahl. Diese Qualifikationen eröffnen den Jugendlichen ein höchst mögliches Spektrum an Ausbildungsgängen und Optionen. Weiterhin ist das Aufsuchen und Auswerten von Informationen für die Berufswahlentscheidung von Bedeutung. Die Berufswahl ist abhängig von diversen Einflüssen wie bspw. dem Geschlecht, dem Alter, individuelle Eignungen und Neigungen sowie Wünsche, Interessen, Intelligenz oder schulische Leistungen. Weiter werden Individuen von der Familie, den Freunden sowie der Schule und den Anforderungen des Arbeitsmarktes beeinflusst. Sozialisationsbedingte Einflüsse spielen im Bildungserwerbsprozess und letztlich bei der Berufswahl eine entscheidende Rolle. Wer eine lange Schullaufbahn bis zum Abitur und darüber hinaus weiter zum Studium absolviert hat, dem sind der Umgang und die Aneignung von Bildung etwas Selbstverständliches. Dem gegenüber ist jemand, der eine kurze Bildungslaufbahn genossen hat, kaum bereit eine Weiterbildung anzunehmen. Die berufliche Sozialisation ist ein wichtiger Aspekt im Leben, da der Beruf für den Menschen Existenzhaltung und -sicherung ist. Mittlerweile besteht eine Symbiose zwischen Erwerbs- und Privatleben, was die Trennung zwischen beiden aufhebt. Die berufliche Sozialisation hat daher auch Einfluss auf die Familie und das Privatleben des Beschäftigten. Sie kann auch Folgen für die nächste Generation haben. In der Familie werden Jugendliche sowohl durch die politische Einstellung und Arbeitsmarkterfahrungen der Eltern als auch durch Wertorientierungen und Erziehungsstile beeinflusst, was sich auf ihre schulische Ausbildung und beruflichen Wünsche niederschlägt.

¹ gemeint ist hier auch die Entscheidung zur Ausbildung oder Abitur mit/ ohne Studium.

Mit dieser Arbeit möchte ich einen Überblick über die Problematik der Berufswahlentscheidung im Allgemeinen und zur Hebamme im Besonderen geben. In diesem Zusammenhang möchte ich individuelle Bedingungen wie Neigungen, Wertorientierungen und Selbsteinschätzungen, strukturelle Bedingungen des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes sowie soziale Anforderungen, vermittelt durch Schule, Berufsberatung, verschiedenste Medien, Eltern oder Freunde im Berufsfindungsprozess herausarbeiten. Mein Forschungsinteresse liegt dabei insbesondere auf dem Einfluss und dem Verhältnis von Bildungsqualifikationsniveaus und Gatekeepern. Dabei möchte ich die Bedeutung und Nutzung von kulturellem, sozialem und ökonomischen Kapital der Jugendlichen vor dem Hintergrund sozialisationsbedingter Beurteilungs-, Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme im Raum Magdeburg herausstellen. Wie definieren Jugendliche die Bedeutung und die Rolle von Gatekeeper in ihrer Berufswahlentscheidung? Welche Bedeutung messen sie Bildungsabschlüssen und Bildungsqualifikationen für die Möglichkeiten bei der Berufswahl bei? Und wie und durch welche sozialisationsbedingten Einflüsse wird letztlich der Prozess der Berufswahl bestimmt?

Um die theoretische Rahmung für die angestrebte Untersuchung abzustecken, möchte ich zunächst einige Begriffe und ihre Bedeutung für die Berufswahlentscheidung darstellen. Zu Beginn soll der Begriff der Sozialisation geklärt und dieser in Beziehung zur Berufswahl gesetzt werden. Dazu beziehe ich mich auf die Theorien zur vorberuflichen Sozialisation sowie jene zur Selbstsozialisation von Walter Heinz. Nachfolgend beziehe ich mich auf die Habitus Theorie von Pierre Bourdieu sowie die von ihm geprägten Begriffe kulturelles, soziales und ökonomische Kapital. Fokussiert wird hierbei der Habitus als Matrix für die Aneignung, Beurteilung und Nutzung der Kapitalien. Der Habitus und das kulturelle, soziale und ökonomische Kapital sind dabei als Einflussfaktoren auf die Berufswahlentscheidung zur Hebamme zu definieren. Weiterhin werde ich den Begriff des Gatekeepers erläutern und seine Bedeutung bei der Berufswahl konkretisieren. In den nachfolgenden Kapiteln wird der Stand der Forschung, mein Forschungsvorhaben sowie die methodische Vorgehensweise, im Einzelnen abgestimmt auf meine Forschungsfragen, aufgezeigt. Die Methodik dieser Arbeit ist geprägt von der Leitidee des problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel und die Auswertung wird gemäß der inhaltsanalytischen Vorgehensweise gestaltet. Die gewonnenen Daten werden entsprechend der Problemstellung in den folgenden Kapiteln vorerst einzeln ausgewertet und nachkommend in Verbindung gesetzt. Ziel ist es letztlich, eine Tendenz zum Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping, sowie den Einfluss des Habitus und der

im Zuge der Sozialisation erworbenen kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen im Prozess der Berufswahlentscheidung zur Hebamme in Magdeburg herauszustellen.

2 Problemstellung

Die allgemein bildende Schule gilt als die lebensprägende Instanz in der Adoleszenz. Durch sie werden der Grad des Abschlusses und Qualifikationsniveaus bestimmt und individuelle Eignungen, Interessen und Neigungen herausgestellt. Der Trend zur Ausdehnung der Schulzeit und somit auch die Ausdehnung der Adoleszenz sind auf die sich manifestierende Tendenz zur Erhöhung der schulischen Qualifikationsniveaus zurückzuführen. Seit 1992 nahm die Anzahl der Schulabgänger mit einer allgemeinen Hochschulreife oder Fachhochschulreife im gesamten Bundesgebiet stetig zu, von rund 24 Prozent auf rund 30 Prozent im Jahr 2008. In den neuen Bundesländern ist der Trend hin zu höheren Bildungsniveaus seit 1992 noch deutlicher zu erkennen. So zögerte sich für über 40 Prozent der Absolventen im Frühjahr 2008 der Übergang von der allgemein bildenden Schule in die Berufsausbildung oder Hochschulausbildung hinaus (vgl. BIBB, 2009, S. 58). Zumeist bietet ein höheres Qualifikationsniveau und ein ausgeprägtes Repertoire an Kompetenzen den Jugendlichen letztlich ein größeres Spektrum an Gestaltungsmöglichkeiten in der beruflichen Lebensplanung, fordert aber auch mehr Flexibilität und Selbständigkeit (vgl. Chisholm, 1996, S. 30 ff.).

Der Übergang von der allgemein bildenden Schule zur Berufsausbildung, die Phase der Berufswahlentscheidung, ist eine Lebensphase, die das Ablösen vom Alten und den Eintritt in eine neue Lebensphase ankündigt. Im Jahr 2008 begann die Übergangsphase an der ersten Schwelle in die Berufsausbildung, der Eintritt in das Erwachsenenleben, verbunden mit Selbständigkeit und Eigenverantwortung für 620.209 Schulabgänger (vgl. BIBB, 2009, S. 16.). Der Prozess der Berufswahl verläuft als Folge von individuellen und gesellschaftlichen Entscheidungen in der beruflichen Lebensplanung, jedoch nicht losgelöst von den Vorgaben des Bildungs- und Beschäftigungssystems. Die Übergangsphase an der ersten Schwelle in die Berufsausbildung wird für viele Jugendliche von Findungsproblemen bezüglich des Berufswunsches und Orientierungsproblemen hinsichtlich der sich permanent verändernden Ausbildungsmöglichkeiten und Berufsbilder begleitet. In den Jahren 1998 und 2008 wurden insgesamt 224 Ausbildungsberufe reformiert, wovon 62 neue Berufe waren. Derzeit beträgt die Anzahl der anerkannten Ausbildungsberufe 349 (vgl. BIBB, 2009, S. 11). Die

Mannigfaltigkeit des Ausbildungsmarktes verlangt nachdrücklich ein Problembewusstsein hinsichtlich der Alternativen, Möglichkeiten und Grenzen, die Berufswähler in Einklang mit ihren eigenen Kompetenzen und Qualifizierungsniveaus erbringen müssen. Um diesem Problembewusstsein beizukommen und eine adäquate Berufswahl treffen zu können, sollte jede Berufswahlentscheidung von zwei wesentlichen Prozessen bestimmt sein: Zum einen mit dem Prozess der intensiveren Auseinandersetzung mit der Berufswahl, der zu einer Erweiterung von Kenntnissen, zur aktiven Informationssuche und dem Revidieren von Vorurteilen führt. Zum anderen wird ein Problembewusstsein für die Berufswahl geschaffen. So nimmt aufgrund des Informationsgewinns das Spektrum an Möglichkeiten zu, wobei sich gleichzeitig andere Optionen verringern. Die objektiven Möglichkeiten müssen daher immer mit den subjektiven Voraussetzungen übereinstimmen. Dadurch ist die Entscheidungsphase eine sensible Etappe im Sozialisationsprozess, wobei individuelle Eignung, Interessen, erreichtes schulisches Qualifikationsniveau und Wünsche auf die realen Bedingungsrahmen des Arbeitsmarktes treffen.

Analytisch betrachtet, eröffnet der Übergangsprozess in eine neue Lebensphase meines Erachtens zwei Hauptuntersuchungsaspekte: Zum einen müssen Jugendliche aus subjektiver Perspektive beim Übergang von der allgemeinen Schulausbildung in die Berufsausbildung mehrere Entscheidungen treffen. Das Dilemma bei der Bewältigung der ersten Schwelle ist, dass Jugendliche auf keinerlei Erfahrungen zurückgreifen können, sodass sie von externen Hilfestellungen, von Gatekeepern, abhängig sind. Die Berufswahlentscheidung wird so häufig zum Ergebnis eines Interaktionsprozesses mit Gatekeepern wie bspw. Eltern, Freunden, Berufsberatern oder dem Internet. Hierbei stellt sich die Frage, wie groß der Einfluss externer Hilfestellungen auf Berufswahlentscheidungen ist, insbesondere jener von Eltern. Sie beeinflussen das Spektrum an beruflichen Möglichkeiten im erheblichen Maße, indem sie die Schulwahl treffen, Erwartungshaltungen einnehmen oder Informationen über die Erwerbswelt geben. Aber auch andere Einflüsse, wie die regionale Arbeitsmarktsituation, Freunde, Verwandte oder professionelle Beratungsstellen bzw. Lehrer oder Schülerpraktika finden unter dieser Fragestellung Beachtung. Der zweite objektive Aspekt ist die institutionelle Perspektive des Ausbildungsstellenmarkts, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Im vorangegangenen Jahr wurden Deutschlandweit 616.259 Ausbildungsverträge abgeschlossen, das waren 1,5 Prozent weniger als 2007. In den neuen Bundesländern waren es 113.818 Ausbildungsverträge, wobei 4.577 Verträge im Sektor der künstlerischen, Gesundheits-, Sicherheits-, Sozial- und Erziehungsberufen abgeschlossen wurden, wo sich auch die hier

fokussierte Berufsausbildung zur Hebamme verorten lässt (vgl. BIBB, 2009, S. 14, 320). Im Bundesland Sachsen-Anhalt wurden insgesamt 27.118 Ausbildungsverträge abgeschlossen (vgl. BIBB, 2009, S. 14). In der Landeshauptstadt war der Ausbildungsstellenmarktschlüssel relativ ausgeglichen, es gab 2008 insgesamt 73,7 betriebliche Ausbildungsstellen pro 100 Bewerber. Angesichts der Angebots- und Nachfragestruktur liegen die neuen Bundesländer insgesamt bei 141 unversorgten Bewerbern auf 429 unbesetzten Stellen. Im Berufssektor der künstlerischen, Gesundheits-, Sicherheits-, Sozial- und Erziehungsberufen kommen 929 unversorgte Bewerber auf 1.268 unbesetzte Stellen (vgl. BIBB, 2009, S. 44 ff.). Dieses Ungleichgewicht von Angebot und Nachfrage auf dem Ausbildungsmarkt hat zumeist steigende Erwartungshaltungen an den Bewerber und somit vielfach eine einseitige Chancenverteilung zugunsten der Abiturienten zur Folge. Bildungsabschlüsse stehen so in immer stärker werdender Konkurrenz zueinander, welche eine tendenzielle Abwertung niedrigerer Bildungsabschlüsse bewirkt. Die Folge ist das Streben nach höheren Qualifikationsniveaus trotz Wunsch nach einer Berufsausbildung. So haben 2008 im gesamten Bundesgebiet von 620.209 registrierten Bewerbern 7,1 Prozent die Fachhochschulreife erreicht und 7,8 Prozent die allgemeine Hochschulreife. In den alten Bundesländern waren es sogar 4,1 Prozent, die die Fachhochschulreife und 14,4 Prozent, die die allgemeine Hochschulreife erlangt haben, deutlich mehr als in den neuen Bundesländern (vgl. BIBB, 2009, S. 35). Immer mehr Studienberechtigte entschließen sich für eine betriebliche Berufsausbildung und immer mehr Berufsausbildungen fordern als Eingangsvoraussetzung eine Fachhochschul- bzw. Hochschulreife. Tatsächlich begannen im Sommer im Bundesgebiet 55,9 Prozent der Schulabsolventen eine Ausbildung, in den neuen Bundesländern waren es sogar 63,3 Prozent. Knapp ein Drittel davon waren Jugendliche mit einem höheren Bildungsabschluss (Studienberechtigte) (vgl. BIBB, 2009, S. 38, 40, 72). Das auch Unternehmen sich immer häufiger ihre Auszubildenden in der Reihe der Studienberechtigten suchen, jene mit höheren allgemein bildenden Abschlüssen, verweist auf die Ausdehnung der Adoleszenz und die Entwicklung und Festigung der Wissensgesellschaft. Die fortschreitende Entwicklung zur Wissensgesellschaft erklärt für die berufliche Sozialisation steigende geistige und sozial-kommunikative Ansprüche in der Berufsausbildung und Erwerbstätigkeit (vgl. Heinz, 1995, S. 28; vgl. Pätzold, 2004, S. 573 ff.).

Im Fokus der institutionellen Perspektive stehen also die Qualifizierungs- und Sozialisationsinstanzen, die den Jugendlichen nach dem allgemein bildenden Schulabschluss

auf eine Erwerbstätigkeit vorbereiten. Hierbei stellt sich die Frage nach der Verwertbarkeit dieser genannten Instanzen erworbenen Ressourcen. Kann man annehmen, dass der erreichte Bildungsabschluss und die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen die Chancen auf dem Ausbildungsmarkt und gleichzeitig den Ausbildungswunsch zur Hebamme von Jugendlichen bestimmen? Wenn Jugendliche ihre Entscheidung in Abhängigkeit erreichter Qualifizierungsniveaus, gegenwärtiger sozialer sowie ökonomischer Einflüsse und häufig auf der Basis geringer Vorkenntnisse treffen, wie beeinflussen dann Gatekeeper die Berufswahl zur Hebamme? In Anbetracht der geringen Anzahl an Ausbildungsplätzen zur Hebamme müssen viele junge Berufswähler Kompromisse zwischen der Nachfrage am Ausbildungsmarkt und dem für sie Realisierbaren schließen, sowie eine erhebliche Anpassungs-, Flexibilitäts- und Mobilitätsbereitschaft leisten, die sich zuweilen über Umwege wie einem Berufsvorbereitungsjahr oder dem Freiwilligen-Sozialen-Jahr (FSJ) ausdrücken können (vgl. Chrisholm, 1996, S. 5; vgl. Pätzold, 2004, S. 568 ff.; vgl. Ebner, 1992, S. 55 f., 59; vgl. Lange, 1986, S. 55 ff.).

Die in dieser Arbeit thematisierte Problemstellung der Berufswahlentscheidung zur Hebamme bezieht sich auf den Raum Magdeburg. Um einen Zugang zu den erforderlichen sozialen und fachlichen Anforderungen und Kompetenzen zu erlangen, erscheint es für mich an dieser Stelle sinnvoll, das Anforderungsprofil sowie die Gestaltung und Inhalte der Ausbildung vorzustellen.

Hebammen beraten und betreuen in stationärer oder ambulanter Form Frauen vor, während und nach der Geburt. Das Kompetenzportfolio einer Hebamme basiert auf der Ausbildungsordnung sowie der Auswertung von Stellenangeboten und Bewerberzahlen. Kernkompetenzen, die eine Hebamme während ihrer Ausbildung erwirbt, sind etwa die Geburtshilfe, Geburtsvor- und Geburtsnachbereitung, Säuglingspflege, die Schwangerschaftsgymnastik sowie Büro- und Verwaltungsarbeiten oder das Qualitätsmanagement. Somit ist ein Interesse an medizinischen Sachverhalten, Neigung zum Umgang mit Menschen, Neigung zu helfender und betreuender Tätigkeit, Neigung zu prüfender und kontrollierender Tätigkeit für den Ausbildungsberuf Hebamme unablässig. Gute bis sehr gute schulische Kenntnisse in den Fächern Biologie, Chemie, Mathematik und Deutsch und die gesundheitliche Eignung bilden die Voraussetzung für die Ausbildung. Die fachliche und persönliche Eignung für den Ausbildungsberuf zur Hebamme wird meist im Bewerbungsprozess geprüft. Entscheidend für die Aufnahme in die Ausbildung sind der

schulische Leistungsstand und der Bildungsabschluss. Grundvoraussetzung ist ein mittlerer Bildungsabschluss. Jedoch können nach dem Gesetz über den Beruf der Hebamme (Hebammengesetz - HebG) 2008 auch Jugendliche mit einem Hauptschulabschluss oder gleichwertiger Schulbildung die Ausbildung absolvieren. Sie müssen jedoch eine mindestens zweijährige Pflegevorschule, eine mindestens zweijährige Berufsausbildung erfolgreich absolviert haben oder die Genehmigung als Krankenpflegehelfer/in bzw. Gesundheits- und Krankenpflegehelferin vorweisen können. Aufgrund des erheblichen Anspruches und der hohen Nachfrage lassen sich derzeit in der Ausbildung zur Hebamme, Auszubildende mit einem erweiterten Realschulabschluss und primär mit Fachhochschulreife finden.

Die Ausbildung der Hebamme ist eine Vollzeitausbildung und wird nach der Ausbildungs- und Prüfungsordnung von 2007 geregelt. Während der dreijährigen Ausbildung werden die Ausbildungsinhalte an den Lernorten Berufsschule und Krankenhaus vermittelt, wobei das im Unterricht erworbene theoretische Wissen in verschiedenen Klinikstationen vertieft wird. Der Berufsschulunterricht findet im Klassenverband zusammengefasst zu mehrwöchigen Unterrichtsblöcken statt. Der praktische Teil der Ausbildung findet in Entbindungsstation, der Wochenstation, im Operationssaal, im Geburtshaus oder in der Schwangerenberatung statt. Die Abschlussprüfung der Ausbildung besteht aus einem schriftlichen und mündlichen Teil. Nach bestandenem Abschluss bietet der Beruf der Hebamme verschiedene berufliche Weiterbildungsmöglichkeiten, wie eine Aufstiegsweiterbildung oder über ein Hochschulstudium. Einige Hebammen lassen sich freiberuflich nieder oder machen sich mit einem Geburtshaus selbstständig. Nach der Ausbildung können Hebammen auch in verschiedenen spezialisierten Einsatzgebieten wie bspw. in Frauenkliniken, Entbindungsstationen oder Geburtshäuser arbeiten. Das Monatsbruttoeinkommen einer Hebamme beläuft sich auf ca. 2.300€ bis 2.800€, und richtet sich nach der Eingruppierung in die Entgeltgruppen und Stufen des Tarifvertrags für den öffentlichen Dienst (TVöD) vom 1. Oktober 2005 (vgl. Bundesagentur für Arbeit, 2009).

In Deutschland existieren ca. 56 Hebammenschulen, zwei von ihnen befinden sich in Sachsen-Anhalt. Im zweijährigen Wechsel werden in Halle an der Medizinischen Fakultät der Martin-Luther-Universität und an der Medizinischen Fakultät der Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg insgesamt 15 Hebammen ausgebildet. In Hinblick auf die Untersuchung bietet diese Berufsausbildung aufgrund der geringen Ausbildungszahlen wenig Repräsentanz. Dennoch bietet gerade dieser Ausbildungsberuf die Möglichkeit, die Bedeutung von

kulturellem Kapital aufgrund der Zusammensetzung der Auszubildenden entsprechend des Bildungsabschluss und des Bildungsqualifikationsniveaus, sowie die Einstiegsvoraussetzungen, das Kompetenzportfolio und das Profil der Ausbildung, hervorzuheben. Diese Bedeutung zeigt sich für mich auch in der Tatsache, dass im Sommer 2007 alle 15 Ausbildungsverträge zur Hebamme in Magdeburg gänzlich von Studienberechtigten unterschrieben wurden. Die Auszubildenden des Jahrgangs 2007 repräsentieren in dieser Arbeit das Berufswahlverhalten zur Hebamme. Dabei sollen sie die individuelle Bedeutung und Nutzung sowie das Verhältnis von kulturellem, sozialem und ökonomischen Kapital herausstellen. Weiter sind sie angehalten, den Einfluss der familiären und schulischen Sozialisation, herausgebildeter individueller Denk- und Handlungsmuster sowie jenen Einfluss von Gatekeepern auf die Berufswahlentscheidung zu reflektieren. Der in den folgenden Kapiteln erarbeitete theoretische Rahmen, dient der Analyse der hier aufgeworfenen Aspekte zur Berufswahl zur Hebamme.

3 Die soziologische Perspektive der Berufswahlforschung

Die soziologischen Berufswahltheorien betrachten die Beziehung zwischen dem Arbeitsmarkt, der Arbeitsteilung, der Berufsstruktur sowie der sozialen Ungleichheit und die Beziehung zwischen sozialer Identität des Individuums und seiner Arbeitstätigkeit sowie das berufliche Handeln in Institutionen. Dabei betonen die Theorien vor allem die Abhängigkeit der Berufswahl von verschiedenen Kontextfaktoren² und der sozialen Umwelt. Die Erwerbswelt und so auch die Berufswahl beeinflussen Individuen u.a. bezüglich ihrer Persönlichkeit, Lebensführung und ihrer Norm- und Wertorientierungen und wirken sich letztlich auch auf die Berufsbiografie von Individuen aus (vgl. Heinz, 1995, S. 11f., 28).

Soziologisch kann man diesen Aushandlungsprozess zwischen der objektiven Arbeitsmarktstruktur und den subjektiven Erwartungen und Norm- und Wertorientierungen bei der Berufswahl analytisch mit der Sozialisationstheorie begründen. Die aktuellen Sozialisationstheorien beleuchten die Herausbildung von Handlungskompetenzen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten in der Biografie. Der Anspruch einer Sozialisationstheorie ist es, die Zusammenhänge und Wechselbeziehungen ganzheitlich herauszuarbeiten, die zwischen den individuellen Forderungen, sozialen Bedingungen, institutionellen Anforderungen und globalen Strukturen vermitteln. Die Theorie soll also

² Kontextfaktoren können bspw. kulturelle/epochale Einflüsse, Milieu- und Familieneinflüsse, physische, geistige und soziale Verfassung oder Werte und Normen sein.

zwischen Individuum und Gesellschaft vermitteln. Sie soll offen legen, wie aus sozialstrukturellen Vorgaben biografische Entwürfe, Möglichkeiten und Grenzen entstehen. Eine Sozialisationstheorie schafft so eine Verflechtung von Sozialisation und Biografie. Bei der Analyse der Berufswahl als Sozialisationsprozess stellen die Berufsfindung, die Berufswahlentscheidung und die berufliche Entwicklung ein Teil des Sozialisationsprozesses dar. Die Sozialisation ist daher ein Prozess der Herausbildung der individuellen Persönlichkeit³ in Auseinandersetzung mit der sozialen und materiellen Umwelt mit dem Ziel der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft. Die berufliche Sozialisation wird in zwei Phasen unterschieden, in jene der Sozialisation durch den Beruf und jene für den Beruf (vgl. Heinz, 1995, S. 12, 37 ff.; vgl. Heinz, 2000, S.166; vgl. Münch, 2004, S. 184).

In dieser Arbeit soll die erste Phase der beruflichen Sozialisation, die Sozialisation für den Beruf im Mittelpunkt stehen. Die sich in der Biografie hinsichtlich der Verbindung zwischen Individuum und Gesellschaft herausbildenden Mitgliedschaften zu unterschiedlichen Institutionen⁴, erklären hier die Adoleszenz als Statuspassage von dem allgemein bildenden Schulsystem in das berufliche Ausbildungssystem in Verbindung mit der Modifikation von Mitgliedschaftsrollen⁵. In dieser Arbeit wird insbesondere der Einfluss der beruflichen Sozialisation während der Phase der Berufswahlentscheidung zur Hebamme, also dem Übergang vom allgemein bildenden Schulsystem in das berufliche Ausbildungssystem analysiert.

4 Berufswahl als Sozialisationsprozess nach Heinz

Das Einsetzen des sozialen Wandels und verschiedener Modernisierungsprozesse in Deutschland führte vermehrt zur Anpassung, Flexibilisierung und Individualisierung in der Biografie. Die Individualisierung fokussiert dabei die biografischen Konsequenzen aus der Herauslösung von traditionellen kulturellen und sozialen Orientierungsmustern im Zuge modernisierter Gesellschaften. Biografische Entscheidungen werden von einem permanent anwachsenden Maß an Möglichkeiten und Risiken beeinflusst. Individuen werden im Zuge der Individualisierung für die Ausgestaltung ihrer Biografie selbst verantwortlich, die sie planvoll entwickeln, rege verfolgen sowie über die Nachhaltigkeit ihrer Möglichkeiten

³ beinhaltet Kenntnisse, Fähigkeiten, Fertigkeiten, sowie Gefühle, Gedanken Handlungsmotive.

⁴ wie der Familie, Schule oder Berufsausbildung.

⁵ umfassen erwartete individuelle Handlungskompetenzen für die Teilhabe an bestimmten sozialen und institutionellen Bereichen. Insbesondere im institutionellen Bereich stehen teilweise die vorgefertigten Rollenentwürfe im Widerspruch zu autonomen Entwürfen von Individuen.

beurteilen sollen. Die über die Sozialisation gewonnenen Erfahrungen⁶ bilden dabei den Ausgangspunkt für die Gestaltung der Biografie. Individualisierte Berufsbiografien lösen zunehmend die traditionellen Muster der Normalbiografie ab (vgl. Heinz, 1995, S. 58 ff., 64 ff., 70; vgl. Heinz, 2000, S. 165).

Heinz betrachtet den Aspekt der Anpassung, Flexibilisierung und Individualisierung in seinen Forschungen zur Berufswahl in den 1980er bis 2000er Jahren in Deutschland. Besondere Aufmerksamkeit gilt in dieser Arbeit der Bremer Jugendstudie vom November 1978 bis Februar 1983. Die Bremer Studie konkretisiert den Problemzusammenhang zwischen familiärer Sozialisation und der Sozialisation für den Beruf. Hierbei analysiert Heinz die Erfahrungen im Such- und Entscheidungsprozess bei der Berufsfindung von Hauptschülern. Im Fokus steht die Herausbildung von Berufsvorstellungen und Berufswahlentscheidungen im Übergangsprozess von Hauptschülern in den Ausbildungsmarkt sowie die Verflechtung von Sozialisation und Biografie (vgl. Friebel, 1983, S. 147 ff., S. 153 f.). Über diese und weitere Studien entwickelt Heinz sein Konzept der beruflichen Sozialisation, welches ich im Abschnitt 4.1 und 4.2 vertiefend darstellen werde.

Wie Individuen Übergänge in der Berufsbiografie bewältigen und ihre Entscheidungen für den Verlauf von Statuspassagen treffen, hängt für Heinz also von der beruflichen Sozialisation ab.

4.1 Berufliche Sozialisation

Der Beruf ist eine individuumsbezogene Verbindung von Kompetenzen und Qualifikationen mit den daraus resultierenden Erwerbchancen auf dem Arbeitsmarkt (vgl. Lempert, 2002, S. 179). Berufe sind darüber hinaus detaillierte Formen der Sozialisation, da sich der Mensch mit dem Beruf und über diesen identifiziert (vgl. Heinz et al., 1998, S. 29).

Um berufliche Sozialisation zu definieren, zieht Heinz in seiner Arbeit Lemperts Definition heran. Lempert (2002) beschreibt Sozialisation als „[...] die Entwicklung, das heißt Entfaltung, Verfestigung und Veränderung individueller Persönlichkeitsstrukturen in Prozessen der direkten und indirekten Auseinandersetzung [...] mit sozialen und sozial geprägten Merkmalen beruflicher und betrieblicher Umweltstrukturen, die dadurch selbst

⁶ gewonnen über bspw. der Mitgliedschaft in Institutionen und sozialen Netzwerken.

reproduziert, aber auch transformiert werden können“ (Lempert, 2002, S. 186; vgl. Heinz, 1995, S. 42).

Die Definition von Lempert greift die Auffassung von der Wechselbeziehung zwischen Arbeit und Persönlichkeit auf und erläutert weiter die Verschränkung von Erwerbsarbeit und Lebenslauf. Ferner vermitteln berufliche Anforderungen, Qualifikationen und Kompetenzen über die Phasen der beruflichen Sozialisation Arbeitshandeln sowie eine berufliche Identität, welche mit individuellen Bedürfnissen und Lebensentwürfen verbunden wird. Um die optimalen Qualifikationen und Kompetenzen für einen Beruf zu erwerben, wird der Mensch von Geburt an mit Handlungsnormen und Wertvorstellungen erzogen und gebildet. Wertmodelle und Orientierungen bilden später die Basis für eine Integration in das Beschäftigungssystem. Der Zweck der beruflichen Sozialisation liegt dabei in der Förderung von Kenntnissen, Fähigkeiten, Fertigkeiten und der Motivationen, die für das Praktizieren bereits definierter Berufsrollen notwendig sind. Bei Jugendlichen unterscheidet sich der Sozialisierungsprozess hinsichtlich seiner Aufgaben vor dem Einstieg in die Berufstätigkeit sowie von Berufsanfängern und jenen, die bereits in einem Arbeitsverhältnis stehen. Das Ergebnis der beruflichen Sozialisation ist ein Einklang zwischen Individuum und Organisation (Heinz, 1995, S. 42 f., 44 f.).

In den nächsten beiden Abschnitten möchte ich die berufliche Sozialisation im Kontext der Berufsbiografie darstellen. Hier wird in der Theorie zwischen zwei Phasen unterschieden: Zum einen in die Sozialisation für den Beruf und zum anderen in die Sozialisation durch den Beruf. Die hier präferierte Analyse der Sozialisation für den Beruf stellt für Heinz eine theoretische Synthese aus Arbeits-, Organisations-, Persönlichkeits- und Sozialpsychologie sowie Berufs-, Arbeits- und Industriesoziologie dar (vgl. Heinz, 1995, S. 12 f.).

4.2 Die Sozialisation für und durch den Beruf

In Deutschland ist die berufliche Ausbildung ein Gestaltungselement im Lebenslauf. Biografisch ist die Berufsausbildung das Bindeglied zwischen der allgemein bildenden Schule und dem Arbeitsmarkt.

Jugendliche erwerben die Grundqualifikationen in der vorberuflichen Sozialisationsphase, in der Familie, während der Schule und in der beruflichen Ausbildung. Vor allem in der familiären Sozialisation findet ein Vermittlungsprozess zwischen den Arbeitsanforderungen, der Berufsbiografie der Eltern, der sozialen Situation und den psychosozialen Kompetenzen,

den Wünschen und Wertvorstellungen von Jugendlichen statt. Die beruflichen Wünsche und Wertvorstellung der Jugendlichen sind dabei teilweise ähnlich der ihrer Eltern. Die Schule als Sozialisationsinstanz intensiviert durch ihre Leistungsbewertung die beruflichen Orientierungen, die Jugendliche in ihrer Herkunftsfamilie hervorbringen (vgl. Heinz, 1995, S. 129 f.; vgl. Friebel, 1983, S. 147 ff.). Man spricht bei dieser vermittelten Auseinandersetzung von der sogenannten Sozialisation für den Beruf. So vereint Heinz unter den Begriff Sozialisation für den Beruf *„die geschlechts- und schichtspezifische Sozialisation in Familie und Schule, die die Aneignung von Interessen, Fähigkeiten und Wertorientierungen für bestimmte Berufsfelder fördert bzw. begrenzt und so zur Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheit beiträgt“* (Heinz, 1995, S. 42). Diese *„mündet in die erste Berufswahl und die Berufsausbildung in Betrieb, Berufsschule oder Hochschule“* (Heinz, 1995, S. 42). Die berufliche Ausbildung ist dabei ein *„Selektions-, Qualifizierungs- und Sozialisationsprozess zugleich“* (Heinz, 1995, S. 138). Für Jugendliche bedeutet Sozialisation für den Beruf das Arrangement mit dem Arbeitsmarkt, ferner die Akzeptanz der Selektivität und die damit verbundene Neuorientierung der Berufswünsche.

Die Bewältigung des Übergangs in die Erwerbstätigkeit verläuft über zwei Schwellen oder Passagen, die durch die Dauer der schulischen Bildung und der anschließenden beruflichen Ausbildung definiert sind. Die erste Schwelle betrifft die Bewältigung der Ausbildungsplatzsuche, die erfolgreiche Bewerbung für eine Berufsausbildung sowie die erfolgreiche Abschlussprüfung. Nach der Überwindung der ersten Schwelle setzt direkt die zweite Schwelle an. Mit dem Übergang in das Erwerbssystem, durch die Übernahme im Ausbildungsbetrieb oder durch die Bewerbung an anderen Institutionen, wird die zweite Schwelle überwunden. Für die Jugendlichen bedeutet die Überwindung beider Schwellen ein Umfang an Hürden, die über beachtliche individuelle Aktivitäten und teilweise längere Warteschleifen verlaufen (vgl. Heinz, 1995, S. 138 f., 157). Der Übergang in die Berufsausbildung führt zu einer beträchtlichen Veränderung der bisherigen Lebensführung der Jugendlichen. *„Ihre Sozialisation für den Beruf ist in die Lernorte Betrieb und Berufsschule eingebunden und gewinnt Bedeutung für die Erweiterung der persönlichen Handlungsfähigkeit und Lebensplanung“* (Heinz, 1995, S. 145). Für die Berufsbiografie werden durch die Berufsausbildung entscheidende Weichen gestellt. Insbesondere das Berufsfeld, die Organisationsgröße und die Wirtschaftsbranche, die der Ausbildungsberuf bedient, spielen dabei eine wichtige Rolle (vgl. Heinz, 1995, S. 138 f., 145).

Im Berufsleben kommt es häufig zu Veränderungsprozessen, die der Markt oder der Unternehmer auferlegt, welche auch Auswirkungen auf den Arbeitnehmer haben. *„Die Sozialisation durch den Beruf meint die im betrieblichen Arbeitsprozess vermittelten Erfahrungen, die das Verhältnis der Erwerbstätigkeit gegenüber Arbeitsinhalten, betrieblichen Bedingungen und Arbeitsresultaten konkretisiert und im gesamten aktuellen und biographischen Lebenszusammenhang bewußtseinsbildende, persönlichkeitsförderliche, aber auch deformierende Auswirkungen besitzen.“* (Heinz, 1995, S. 42). Involviert sind dabei auch Arbeitsmarkterfahrungen hinsichtlich Berufs- oder Betriebswechsel sowie Fort- und Weiterbildungen oder Arbeitslosigkeit (vgl. Heinz, 1995, S. 42; vgl. Lempert, 2002, S. 186). Daraus lässt sich auch die Hauptaufgabe und gleichzeitig auch eine der schwierigsten Herausforderung der beruflichen Sozialisation ableiten: Die Förderung der Flexibilität des Individuums, so dass ständiges Pendeln auf dem Arbeitsmarkt keine Identitäts- und Sozialprobleme hinterlassen.

4.3 Individualisierung der Biografie – Das Konzept der Selbstsozialisation

Der Berufsfindungsprozess stellt für jedes Individuum einen besonderen Abschnitt in seiner Biografie dar. Die Entscheidung für einen Beruf stellt letztlich die Weichen und hat gewichtige Folgen für den beruflichen Werdegang. Berufsbiografien werden von Arbeitsmarktanforderungen und Aufstiegschancen beeinflusst, so dass sie häufig verändert werden und mit der Bewältigung von Hürden verbunden sind. *„So entstehen Berufsbiografien als Folge individueller Entscheidungen, gedanklicher und emotionaler Verarbeitung von Arbeitserfahrungen, Chancen und Risiken von Erwerbsverläufen vor dem Hintergrund individueller Lebenspläne“* (Heinz, 1995, S. 173). Die Berufswahlentscheidung wird so vor dem Hintergrund sich permanent verändernder sozialer und ökonomischer Bedingungen getroffen, die vom Wähler immer mehr Selbständigkeit und Flexibilität fordern (vgl. Heinz, 1995, S. 173 f.; vgl. Ebner, 1992, S. 23 f.; vgl. Potocnik, 1990, S. 24 f.; vgl. Lange, 1986, S. 56).

Heinz bezieht seine Theorie der beruflichen Sozialisation auf die Individualisierung und Pluralisierung von Biografien. Die berufliche Sozialisation aus der Perspektive der Biografie zu betrachten, kann erklären, *„wie Individuen ihre sozialstrukturellen Rahmenbedingungen biographisch verarbeiten und gestalten“* (Heinz 1995, S. 66). Heinz konstruiert die Biografie dabei aus institutionellen Strukturen wie der Bildung oder dem Arbeitsmarkt, der kulturellen Regelsysteme wie der Altersnorm oder den geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen und

nicht zuletzt aus den individuellen Handlungen. In die Gestaltung der Berufsbiografie gehen als Rahmenbedingungen die subjektiven Handlungskompetenzen, Orientierungen sowie Interessen des Individuums und zum anderen die objektiven Chancenstrukturen ein. Dabei stellt das Individuum über Handlungsalternativen in seiner Biografie ein „*soziales Arrangement seines individuellen Lebenslaufs durch Interpretationsprozesse und durch sein Handeln her*“ (Wahler & Witzel, 1999). Durch die Wechselwirkung zwischen sozialer, beruflicher und betrieblicher Umwelt auf der einen und der Persönlichkeit auf der anderen Seite ist Sozialisation Fremdbestimmung und Selbstsozialisation zugleich (vgl. Heinz, 1995, S. 13 f., 45 f., 66; vgl. Ebner, 1992, S. 23 f.; vgl. Lempert, 2002, S. 31). Heinz fasst unter den Begriff Selbstsozialisation, „*dass biographische Entscheidungen und Übergänge nicht allein aus den Perspektiven der Marktrationalität und der Gelegenheitsstrukturen erklärt werden können, sondern auch aus der Bedeutung verstanden werden müssen, die diese Handlungskontexte für Individuen mit unterschiedlich zusammengesetzten Wissensbeständen haben*“ (Kühn, 2004, S 53).

Das Konzept der Selbstsozialisation dient für Heinz und Witzel (1988) der Beschreibung, wie Individuen sich effektiv mit beruflichen Gelegenheitsstrukturen und Ungleichheitserfahrungen auseinandersetzen. Bezüglich der Berufswahl bieten gegenwärtig die Berufserfahrungen bspw. der Eltern aufgrund der sich schnell wandelnden Arbeits- und Qualifikationsanforderungen kaum Orientierungshilfe für Berufswähler. Folglich entsteht nicht selten ein Informationsdefizit bei den Eltern hinsichtlich der Berufsausbildung. Das Entwickeln einer inhaltlich fundierten Berufsperspektive wird aufgrund des Strukturwandels in der Bildung und auf dem Arbeitsmarkt zur Herausforderung für Jugendliche. Die Entwicklungstendenzen der Teilarbeitsmärkte werden zunehmend unsicherer und die berufs- und betriebspezifischen Bedingungen bleiben auch nach eingehender Berufsberatung oft diffus. Das Konzept betont daher den Eigenanteil von Individuen an der Ausgestaltung ihrer Biografie, welche auf Prozessen der Selbstreflexion und der individuellen Auseinandersetzung mit sozialen Gegebenheiten fundieren. Das Handeln wird in Bezug zum gesellschaftlichen Zusammenhang sowie aus lebenslauftheoretischer Perspektive betrachtet. Die Interpretation gesellschaftlicher Zusammenhänge erfolgt in Abhängigkeit von subjektiven Relevanzkriterien und ungleicher selektiver Wahrnehmung, welche im Kontext zu biografisch erworbenem Wissen steht (vgl. Heinz, 1995, S. 66, 133 f.; vgl. Kühn, 2004, S. 51 ff.; vgl. Kühn & Witzel, 1999).

4.4 Übergangsbewältigung und Krisenmanagement

Im Kontext der beruflichen Sozialisationsforschung führen Evans und Heinz in den Jahren 1988 und 1992 eine Vergleichsstudie über die Übergänge von der Schule in die Berufsausbildung und in das Erwerbssystem in zwei deutschen und zwei englischen Arbeitsmarktregionen durch. Evans und Heinz entwickeln so ein Konzept des Übergangshandelns, welches ein angemessenes Problemlösungskonzept bei der Bewältigung von Bildungsabschlüssen, der Berufswahl oder der Ausbildungsplatzsuche beinhaltet. Im Wesentlichen wollen sie damit die Erfahrungen von Jugendlichen erfassen, die sich auf vier Übergangspfaden in das Erwerbssystem befinden. Die Übergangspfade werden dabei in drei Etappen unterschieden: in die Etappe der schulischen Bildungsniveaus, der beruflichen Qualifizierung und den Arbeitsmarktchancen (vgl. Heinz, 1995, S. 155 ff.).

In Hinblick auf das Thema der Arbeit möchte ich einen Überblick über die Ergebnisse Evans und Heinz geben. Dabei stehen insbesondere die im deutschsprachigen Raum erworbenen Ergebnisse im Fokus der Betrachtung. Evans und Heinz differenzieren in ihren Analysen zwischen vier Formen von Übergangshandeln:

1. Strategisches Übergangshandeln

Das strategische Übergangshandeln ist planvoll strukturiert und an klare berufliche Lebensvorstellungen geknüpft. Dieses Muster wurde überwiegend bei jungen Leuten, die entweder auf dem Übergangspfad zur Hochschule waren oder eine berufliche Ausbildung hinter sich hatten bzw. bereits im Arbeitsmarkt eingetreten waren, gefunden.

2. Schritt-für-Schritt Übergangshandeln

Das Schritt-für-Schritt-Übergangshandeln ist charakterisiert durch eine zerstreute Suche nach einer ansprechenden Berufsausbildung oder einem sicheren Arbeitsplatz, der eine verhältnismäßig undeutliche Berufsperspektive vorangeht. Dieses Handlungsmuster zeigte sich mehrheitlich bei Jugendlichen mit einer beruflichen oder schulischen Ausbildung und bei einigen Studenten.

3. Risikobereites Übergangshandeln

Das risikobereite Übergangshandeln zeigt sich in der Suche nach arbeits- und berufsbezogenen Möglichkeiten, in denen die Suchenden ihren eigenen Interessen nachgehen oder einen speziellen Begabungsschwerpunkt realisieren können. Dieses Handlungsmuster zeigte sich auf allen Übergangswegen in das Erwerbssystem, vor

allem jedoch bei Jugendlichen, die sich im schulischen oder beruflichen Qualifizierungsprozess befanden.

4. „Mal-seh‘n, was- kommt“-Übergangshandeln

Das Mal-sehen-was-auf-mich-zukommt-Übergangshandeln zeigte sich durch abwartendes Verhalten. Die aktuelle soziale Lage wird akzeptiert und soll sich nicht verschlechtern, jedoch wird eine zufällige Verbesserung erhofft. Dieses Handlungsmuster fanden Evans und Heinz vorwiegend bei Jugendlichen mit einem schlechtem Schulabschluss oder Jugendlichen, die sich in Ausbildungslosigkeit befinden.

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die biografische Übergangsgestaltung vom Ausmaß der vorberuflichen Sozialisationserfahrungen und von den verfügbaren Handlungsspielräumen in der Statuspassage abhängen. Die Verankerung von Jugendlichen im Beschäftigungssystem und das Ausmaß an beruflichen Plänen werden durch die vorberufliche Sozialisation sowie durch die Herausforderungen und Rückschläge bei der Übergangsbewältigung beeinflusst. Daher sehen sie einen enormen Unterschied in einer genau definierten Folge von Qualifikationsschritten in der Übergangsphase oder einem zerstreuten, kurzen Arrangement mit den sich ergebenden Angeboten. Sie betonen die Wichtigkeit einer aktiven autonom verwirklichten Berufswahlentscheidung und eine auf die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt angepasste Lebensplanung. Evans und Heinz interpretieren so das strategische und das risikobereite Übergangshandeln als ein aktives Handeln, als eine aktive Individualisierung. Das Schritt-für-Schritt und das mal-seh‘n-was-kommt-Übergangsverhalten wird weiter als ein passives Problemlösungskonzept bei der Übergangsbewältigung gedeutet (vgl. Heinz, 1995, S. 156 f.; vgl. Heinz, 2000, S. 179 ff.).

Zu dieser Darstellung möchte ich auch auf die Interpretation des Krisenmanagers nach Heinz (1996) verweisen: „*Die Transformation des Übergangssystems von der Schule in den Beruf stellt die Heranwachsenden vor Entscheidungen und Handlungsanforderungen, auf die sie sich [...] pragmatisch und mit Zweckoptimismus einstellen.*“ (Heinz, 1996, S. 286). Der Definition nach interpretiert Heinz den Jugendlichen als einen Krisenmanager, der sich in kalkulierter, kompromissbereiter und pragmatischer Weise mit den gegebenen Verhältnissen bei der Berufswahl auseinandersetzt. Dabei stehen für Heinz „*die durch die Eigendynamiken des Institutionswechsels stark veränderten Bildungsmöglichkeiten, deren Realstruktur in den 90er Jahren durch auffällige Disproportionen gekennzeichnet waren*“ (Steiner, 2005, S. 33),

im Mittelpunkt dieser Auffassung. Diese Gegensätze zwingen Jugendliche zu einer aktiven Auseinandersetzung mit Bildungsoptionen bei der Übergangsplanung. Die Entwicklung des Bildungsangebotes unterlag in den 90er Jahren besonderen Dynamiken, was bspw. durch den Rückgang der Ausbildungsplätze im dualen Bildungssystem Anfang der 90er Jahre deutlich wird. Aufgrund starker öffentlicher Förderungsprogramme stiegen die Ausbildungskapazitäten bis 2000 wieder an (vgl. Steiner, 2005, 29 f.; 33 f.).

Die Krisenmanager-Interpretation ist auf ein unbeständiges Handlungskalkül zurückzuführen, als die beste Taktik zur Verwirklichung von Ausbildungsinteressen in Situationen konjunktureller Wirtschafts- und Arbeitsmarktkrisen. Jedoch wird die Annahme einer betrieblichen Ausbildung nicht als ein erklärungsbedürftiges Problem der Herausbildung von Bildungsinteressen angesehen. Heinz verweist in diesem Kontext auf die große Akzeptanz der dualen Berufsausbildung in Deutschland, wobei die Chance auf eine Übernahme Sicherheit verschafft. Ein längerer Aufenthalt in der allgemeinbildenden Schule kann dabei maßgebend zu besseren Chancen auf dem Ausbildungsmarkt beitragen oder zumindest eventuelle Wartezeiten überbrücken. Anzumerken ist hier, dass zur Zeit von Heinz' Studien in Ostdeutschland deutlich weniger Ausbildungsplätze zur Verfügung standen, was zu einer Konkurrenz zwischen betrieblichen und außerbetrieblichen Angeboten führte. Für die Jugendlichen bedeutet das eine Wahl zwischen wenigen Optionen. Die Präferenz der dualen Ausbildung in den Übergangsplänen entspringt aus der Strukturkrise des Arbeitsmarktes und der Ungleichgewichte in der Angebotsstruktur von Bildungsmöglichkeiten. So sind die Bildungsinteressen an die Bedingungen des Arbeitsmarktes angepasst (vgl. Steiner, 2005, S. 30 ff., 53).

5 Sozialisation, Habitus und Kapital

In den Analysen von biografischen Übergangssituationen aus den 90er Jahren werden Übergänge als Ausdruck sozialer Steuerung einerseits und individuellem Gestaltungswillen andererseits gesehen. Die Betrachtung dieser Gegensätzlichkeit findet sich u.a. in den Arbeiten von Bourdieu oder Struck wieder. Die Gegensätzlichkeit von Handlungs- und Strukturtheorien sind auf die Grenzen der Individualisierung und Vergesellschaftung zurückzuführen, die Handlungsspielräume zu einem Kennzeichen moderner Gesellschaften machen.

Pierre Bourdieu hat sich in seinen Arbeiten nicht direkt mit Berufswahlentscheidungen befasst. Vielmehr standen für ihn Problemfelder der Bildungsbeteiligung und die Beziehungen zwischen Bildungssystem und Arbeitsmarkt im Vordergrund (vgl. Steiner, 2005, S. 74, 79). Ich beziehe mich im Folgenden insbesondere auf sein Habituskonzept.

5.1 Die feinen Unterschiede – Die Habitustheorie

Pierre Bourdieu versucht, in seinen Arbeiten aufzuzeigen, dass objektive Strukturen und subjektive Orientierungen eng zusammenhängen und bewältigt somit die klassische Trennung von Mikro- und Makrotheorie. Er versucht in seinen Arbeiten über das natürliche Verhalten von Individuen hinaus, *„den tieferen Sinn ihres Handelns als Teil einer gesellschaftlichen Praxis zu erkennen, durch die sich die Produktion, Reproduktion und Transformation der Gesellschaft als Ganzes vollzieht“* (Münch, 2004, S. 420). Somit besteht in Bourdieus Arbeiten eine reflexive Interaktion zwischen Theorie und Praxis (vgl. Münch, 2004, S. 419 f.).

Die soziale Praxis stellt den Ausgangspunkt von Bourdieus Arbeiten. Die Logik der Praxis besteht darin, aus den sozialen Handlungen einen maximalen Betrag zu erzielen, der sich nicht ausschließlich auf einen ökonomischen Gewinn bezieht (vgl. Barlösius, 2006, S. 34). Nach Bourdieu bedeutet soziales Handeln folglich Praxis. Die Praxis in Form von sozialem Handeln vermittelt als Bindeglied zwischen dem individuellen und kollektiven Interesse einerseits und der Kultur, der Sozialstruktur und der Organisation der Re- und Produktion der Gesellschaft andererseits. In diesen Kontext stellt Bourdieu den Begriff des Habitus, als eine weitere vermittelnde theoretische Komponente. Der Habitus stellt für Bourdieu die Verbindung zwischen Sozialstruktur und sozialem Handeln dar. In dieser Theorie wird die Sozialstruktur und -organisation verinnerlicht, während gleichzeitig individuelle Interessen, Handlungs-, Denk- und Wahrnehmungsschemata in Handlungen nach außen getragen werden, um so die Sozialstruktur und -organisation zu erneuern (vgl. Münch, 2004, S. 420 ff.; vgl. Barlösius, 2006, S. 34).

Die Habitustheorie bildet die Grundlage für nahezu alle Untersuchungsansätze von Pierre Bourdieu. *„Der Begriff Habitus hat unter anderem die Funktion, die stilistische Einheitlichkeit zu erklären, die die Praktiken und Güter eines einzelnen Akteurs oder einer Klasse von Akteuren miteinander verbindet [...]“* (Bourdieu, 1998, S. 21).

Bourdieu definiert den Habitus als ein unbewusstes System von Ansichten, Einstellungen, Handlungspositionen und Weltanschauungen, die in signifikanten Handlungssituationen umgesetzt werden. Folglich, welche Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata ein Individuum einnimmt, die seine Wahrnehmung beeinflussen, seine Klassifikationsmuster, Normen oder Werte erzeugt und seine individuellen und kollektiven Praktiken produziert. Den Prozess der Sozialisation, der Verinnerlichung der äußeren sozialen Bedingungen durch die eingenommene spezifische Stellung von Individuen oder Gruppen innerhalb einer sozialen Klasse, bezeichnet Bourdieu als Habitualisierung. Der Habitus baut dabei immer zuerst auf der familiären Sozialisation auf. Im Zuge der Habitualisierung wird das Individuum von äußeren kulturellen, materiellen und sozialen Bedingungen und deren verinnerlichten Form als Habitus bestimmt. Diese Bedingungen verweisen auch auf die Grenzen möglicher und unmöglicher Praktiken. Obwohl der Habitus nicht frei vom Individuum wählbar ist und im starken Maße durch die Sozialisation geprägt wird, besteht die Möglichkeit, den Habitus im Laufe des Lebens zu verändern. Bourdieu räumt dem Individuum hier eine Wahlfreiheit ein. Somit ist der Habitus in erheblichem Maße abhängig vom individuellen Lebenslauf. Da der Habitus nach Bourdieu ein stabiles Konstrukt ist, können temporäre Zerstreutheit der Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsmuster die verinnerlichten Strukturen nicht grundlegend verändern. Der Habitus definiert infolgedessen Praxisformen und nicht einzelne Praktiken (vgl. Bourdieu, 1998, S. 21 ff, vgl. Bourdieu, 2001, S. 165 f.; vgl. Münch, 2004, S. 420 ff., 445, 547; vgl. Steiner, 2005, S. 78 ff.; vgl. Barlösius, 2006, S. 48 f.).

Wie ich bereits angesprochen habe, entsteht der Habitus aus der Praxis heraus, wobei die Praxis selbst von den Praxisformen der Individuen abhängig ist, da diese die soziale Wirklichkeit aufrechterhalten. Habitus und Praxis sind folglich eng miteinander verbunden und bedingen sich gegenseitig. Der Habitus ist so ein Erzeugungsprinzip von Formen des sozialen Handelns und von Handlungsstrategien eines Individuums. Indem er soziale Handlungen bestimmt, leistet der Habitus die Umformung objektiver sozialer Bedingungen in subjektive, individuelle und klassenspezifische Handlungen. Im Habitus entsteht so ein Paradoxon. Er wird objektiv bestimmt und gestattet zugleich subjektive Handlungsstrategien unter Beteiligung von Optionen. Soziales Handeln erfolgt auf der Grundlage sozialer Regeln, die in der sozialen Wirklichkeit produziert und reproduziert werden. Die wahrgenommene Wirklichkeit und der Habitus stehen in einem besonderen Verhältnis zueinander. Beim Produzieren und Reproduzieren sozialer Wirklichkeit geht Bourdieu von zwei Hypothesen aus:

Jedes soziale Handeln ist eine soziale Tauschbeziehung.

1. Jedes Handeln hat die Maximierung vom Kapital zum Ziel.

Die Form der sozialen Tauschbeziehungen drückt die Ungleichheit des sozialen Raumes aus. Jeder soziale Raum splittet sich in soziale Felder. Das verfügbare Kapital, die gegenwärtigen Regeln sowie die individuellen Interessen im Feld grenzen das soziale Feld gegenüber den anderen Feldern ab. Die Identifizierung der Mitglieder, mit den für das soziale Feld typischem System und seinen Prinzipien ist für das Bestehen eines sozialen Feldes von hoher Wichtigkeit. Individuen verfolgen beim Handeln nach Maximierung eigene Interessen fast automatisch. Die Maximierung basiert dabei nicht ausschließlich auf einen subjektiven Nutzen. Die Ursache liegt in der Angleichung objektiver Chancen und subjektiver Bestrebungen auf der Grundlage des Habitus (vgl. Bourdieu, 1998, S. 18 f., 140 ff.; 143 ff.; vgl. Münch, 2004, S. 419 f., 445).

Bourdieu's Habitusmodell dient als Vorlage, die soziale Praxis in sozialen Gruppen zu ermitteln und die Vereinheitlichung von verschiedenen Praxisformen, Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster darzulegen. Jedoch besitzen verschiedene soziale Gruppen unterschiedliche Praxisformen, Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster. Bourdieu's habituelles System ist also geprägt durch die signifikante Position, die Individuen oder Gruppen innerhalb der Sozialstruktur einnehmen. In diesem Kontext gestaltet sich der Habitus weiter aus den subjektiven Lebensbedingungen und der gleichen Stellung in einer Gesellschaft. Individuen mit homogenen Lebensbedingungen und gesellschaftlichen Positionen bilden denselben Habitus heraus, der sich in Form verschiedener sozialer Milieus von Anderen abgrenzt. Jedoch unterscheiden sich Individuen in der Art und Weise der Verinnerlichung der abgrenzenden Sozialstruktur und kollektiver Eigenschaften, die ihre Persönlichkeit ausmachen. Die Eigenschaften und Bestimmungen des strukturell angepassten Habitus beeinflussen die Form von Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata sowie die des sozialen Handelns der sozialen Milieus. Der Habitus bildet die objektive Kategorisierung sozialer Klassenzugehörigkeit innerhalb sozialer Strukturen.

„Der Habitus ist das generative und vereinheitlichende Prinzip, das die intrinsischen und relationalen Merkmale einer Position in einen einheitlichen Lebensstil rückübersetzt, das heißt in das einheitliche Ensemble der von einem Akteur für sich ausgewählten Personen, Güter und Praktiken.“ (vgl. Bourdieu, 1998, S. 21).

Nach Bourdieu unterscheiden sich die einzelnen sozialen Klassen durch ihre unterschiedliche Teilhabe an kulturellem, sozialem und ökonomischem Kapital und durch die „feinen Unterschiede“⁷ in ihren Habitusformen hinsichtlich der verschiedenen Lebensstile. Nach dieser Auffassung besitzen Individuen ein Repertoire an systematisch strukturierten Kapitalien, die für ihre Praxis bestimmend sind. Bourdieu definiert weiter den Habitus als eine klassen-, geschlechts-, generations- und berufsspezifische, erworbene und routineabhängige Struktur, die durch eine unbewusste Identifizierung mit dem jeweiligen sozialen Feld produziert und reproduziert wird. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass Bourdieus Habitustheorie sowohl auf Individuen als auch auf Gruppen bezogen werden kann. In diesem Kontext definiert er den Klassenhabitus im sozialen Feld, eine Wesensgemeinschaft, die sich von Anderen abgrenzt (vgl. Bourdieu, 1998, S.21 f., 23 ff., 126 ff.; vgl. Münch, 2004, S. 420 f., 422 ff., 445; vgl. Steiner, 2005, S. 78 ff.; vgl. Barlösius, 2006, S. 58).

5.2 Soziale Felder und Bourdieus Theorie vom Kapital

Um den Habitus genauer in seiner alltagspraktischen Realisierung definieren zu können, formuliert Bourdieu das interaktive Verhältnis zwischen Habitus und sozialem Feld, aus dem die externe Praxisform hervorgeht. Die Praxis macht für Bourdieu die bereits erwähnten internen Habitusstrukturen und die externen, objektiven Strukturen der sozialen Felder aus. Das wechselseitige Verhältnis zeigt sich im Habitus auf der Basis von sozialen Beziehungen und in den externen, objektiven Feldstrukturen, die von Individuen oder Gruppen gebildet werden. Folglich sind soziale Felder strukturierte Räume, in denen die vom Habitus erzeugte Praxis stattfindet. Die Feldstrukturen sind dabei unabhängig vom Willen der Mitglieder basieren dennoch auf feldinternen Regeln, die ihrerseits die Grenzen und Möglichkeiten im Feld definieren. Die feldspezifischen Regeln sind für die Feldmitglieder bestimmend.

Bourdieu unterscheidet in seinen Arbeiten zwischen drei Feldern im sozialen Raum, in denen die Gesellschaft produziert und reproduziert wird: Das kulturelle, das ökonomische und das soziale Feld.

Im Folgenden möchte ich eine Zusammenfassung geben, was Bourdieu unter den einzelnen Feldern versteht.

⁷ Bourdieu spricht in diesem Kontext von Geschmack, Kleidung, Konsumverhalten oder der Sprache.

Das kulturelle Feld umfasst den Erwerb von Bildung, Titeln und Zertifikaten, Kleidungs-, Konsum-, oder Lebensstilen sowie Weltansichten oder kulturellen Güter. Das kulturelle Feld entstand durch die Verbreitung der Schrift und der Etablierung des Bildungssystems. Das soziale Feld besteht aus Gruppen, Schichten oder Klassen, die einen gemeinsamen Habitus teilen. Die Re- und Produktion sozialer Strukturen betrifft im sozialen Feld die Re- und Produktion neuer sozialer Beziehungen sowie die Um- und Verteilung von sozialen Gemeinschaften und Solidarität zwischen sozialen Milieus. Das ökonomische Feld umfasst das Erwerbssystem und dem ihm zugrunde liegenden Austausch von Geld, Gütern und Dienstleistungen sowie deren Aufteilung. Das ökonomische Feld entsteht durch die Herausbildung der Marktwirtschaft und gehorcht den Gesetzen des Profitkalküls. Alle drei Felder des sozialen Raums besitzen ihre spezifischen Regeln und wie bereits erwähnt, vollziehen sich in allen dreien die Re- und Produktion sozialer Strukturen der Gesellschaft und die Verteilung von Kapital.

In jedem der drei Felder sind jeweils spezifische Konstellationen der Kapitalarten relevant, wobei jedes Feldmitglied ein möglichst hohes Maß an Kapital erwerben möchte. So konkurrieren die Mitglieder in den Feldern über die Verteilung von Ressourcen, dem Kapital. Das spezifische Feld wird dabei durch die ihm inne wohnende Kapitalform charakterisiert und die Verfügungsgewalt über das spezifische Kapital bestimmt die Handlungschancen der Feldmitglieder. Bourdieu spricht in diesem Kontext von Feldern als Märkte. In den Feldern unterscheidet er im Wesentlichen drei Kapitalarten: Das kulturelle Kapital in Form von Bildung, das ökonomische Kapital in Form von Geld und Besitz sowie das soziale Kapital in Form von sozialen Beziehungen. Kulturelles, soziales und ökonomisches Kapital beziehen Individuen, Gruppen, Schichten oder Klassen aus der kulturellen, sozialen und ökonomischen Re- und Produktion. Im Prinzip der Umgestaltungsstrategien ist immer eine Ausweitung einer Kapitalsorte oder eine Veränderung auf eine andere, gewinnversprechendere Kapitalsorte das Ergebnis. Somit besteht für Bourdieu im Falle eines Werteverlustes eine Aussicht auf Verlustausgleich. Wird der Besitz von erworbenem Kapital durch Dritte bewertet, so fasst er das unter dem symbolischen Kapital zusammen. Es ist eine Art Prestigewert (vgl. Bourdieu, 1998, S. 49 ff.; vgl. Münch, 2004, S. 430 ff.; vgl. Steiner, 2005, S.80, 85).

Die vier Kapitalarten können nicht immer genau voneinander abgegrenzt werden. Vielmehr stehen sie in einer Art Wechselbeziehung zueinander, daher zählt der Besitz eines Gemäldes bspw. gleichzeitig zum ökonomischen Kapital und zum kulturellen Kapital einer Person. Im

Weiteren versuche ich dennoch die vier von Bourdieu verwandten Arten von Kapital genauer abzugrenzen.

Unter ökonomischem Kapital versteht Bourdieu den Besitz jeder Form von materiellen Produkten wie bspw. Unternehmen, Boden sowie anderes Vermögen in Form von Aktien, Geld, Kunstwerken oder Schmuck. Der Begriff des ökonomischen Kapitals kann von der Alltagsverwendung des Wortes Kapital abgeleitet werden, was vor allem Geld oder Produkte bedeutet. Somit verfügt in modernen Gesellschaften jedes Individuum über ökonomisches Kapital. Um ökonomisches Kapital zu identifizieren gebraucht Bourdieu in seinen empirischen Analysen bspw. den Besitz von Haus- und Wohnungseigentum oder das Durchschnittseinkommen als Indikator. Unter dem Begriff soziales Kapital versteht Bourdieu die Gesamtheit aller aktuellen und potentiellen sozialen Beziehungen und Netzwerke. Das soziale Kapital bezieht sich so im Unterschied zum Humankapital auf die Beziehungen zwischen Individuen. Soziales Kapital bietet für Individuen den Zugang zu den sozialen Lebenskomponenten in Form von Anerkennung, Hilfestellungen oder Zugang zu Arbeits- und Ausbildungsplätzen. Es produziert und reproduziert sich auch über soziale Tauschbeziehungen bspw. durch Geschenke, Gefälligkeiten oder Ähnlichem. Das kulturelle Kapital umfasst das erreichte Maß an Bildung. Es ist dabei körpergebunden und wird über die Sozialisation vermittelt. Weiter umfasst kulturelles Kapital den Besitz von kulturellen Gütern sowie Ausübung von Autorität durch den Erwerb von Titeln und sozialen Stellungen. Hinsichtlich der Wechselbeziehung ist das kulturelle Kapital nur eingeschränkt in ökonomisches Kapital umwandelbar. Ein Wandel in ökonomisches Kapital geschieht bspw., wenn Eltern in die Ausbildung ihrer Kinder investieren oder umgekehrt, wenn Jugendliche nach erfolgreich abgeschlossener Ausbildung Geld verdienen.

Bourdieu unterscheidet in seinen Arbeiten zwischen drei Teilformen des kulturellen Kapitals: Dem inkorporierten, dem objektiven und dem institutionalisierten Kulturkapital.

Das inkorporierte Kulturkapital kann als subjektiver Ausdruck des Habitus aufgefasst werden. Es ist wie das kulturelle Kapital körpergebunden und kann nicht kurzfristig weitergegeben werden. So wird die erworbene Bildung im Zuge der familiären und schulischen Sozialisation Bestandteil der Persönlichkeit. Bourdieu bezeichnet diese Teilform in seinen Arbeiten auch als Bildungskapital. Diese Teilform des kulturellen Kapitals hat ihre Besonderheit in ihrer Seltenheit, was gleichzeitig auch auf eine soziale Ungleichheit verweist. Demnach kommt nicht allen Jugendlichen während ihrer Sozialisation genügend ökonomisches Kapital für die

Ausweitung von Bildung zu, sodass jene mit besonders hohem inkorporiertem Kulturkapital die Legitimität einer Kultur festlegen. Dabei vermittelt insbesondere die familiäre Sozialisation legitime und nichtlegitime Kultur. Das inkorporierte Kulturkapital ist die undurchsichtigste Kapitalsorte, da es sich auf das implizite Wissen und implizite Denk- und Handlungsmuster bezieht.

Eine weitere Teilform des kulturellen Kapitals ist das objektivierte Kulturkapital. Diese Teilform besteht aus materiellen kulturellen Gütern wie Bücher, Denkmäler, Kunstwerke oder Musikinstrumenten. Da sich Bilder oder Bücher verkaufen lassen, ist diese Kapitalform auch materiell übertragbar, wobei die Aneignung oder der Verkauf ökonomisches Kapital voraussetzt. Die eigentliche Aneignung von objektivem Kulturkapital ist jedoch nur über die Nutzung von inkorporiertem Kulturkapital möglich.

Das institutionalisierte Kulturkapital existiert in Form von legitimen Berufen oder Bildungstiteln und ermöglicht, die Unvollständigkeit von inkorporiertem Kulturkapital auszugleichen. Die dauerhafte Institutionalisierung in Form von Berufen oder Bildungstitel ist ein Beweis für kulturelle Kompetenzen und steht daher in Abgrenzung zu Unqualifizierten. Berufe oder Bildungstitel verweisen somit auf formal Qualifizierte, die über bestimmte Abschlüsse und Zeugnisse, also kultureller Kompetenz, verfügen. Aufgrund von Abschlüssen, Bildungstiteln oder Zeugnissen wird dem inkorporierten Kulturkapital institutionalisiertes Ansehen verliehen. Das institutionalisierte Kapital ist daher relativ unabhängig vom inkorporierten Kapital. Berufe und Bildungstitel lassen sich gesellschaftlich hinsichtlich ihrer Einkommens- und Karrierechancen sowie ihrer Prestige ausmachen. Sie stellen daher eine Art Wertsteigerung zwischen kulturellem und ökonomischem Kapital dar (vgl. Bourdieu, 1997, S. 47 ff., 115 f.; 143 ff.; vgl. Bourdieu, 1998, S. 20, 37 ff., 41 ff.; vgl. Bourdieu, 2001, S. 11, 113 ff., 117 f., 118 ff.; vgl. Münch, 2004, S. 432 ff.; vgl. Steiner, 2005, S.88 ff.).

In modernen Gesellschaften unterliegen insbesondere das kulturelle Kapital und seine Teilformen einem permanenten Schwundrisiko. Insbesondere hinsichtlich Bildungstitel besteht aufgrund der erweiterten Zugangsmöglichkeiten zu Bildung die Gefahr einer relativen Entwertung. Um diesem Schwundrisiko entgegenzuwirken und ein hohes Maß an kulturellem Kapital anzuhäufen wird nicht selten der Eintritt in den Arbeitsmarkt verzögert. So können Individuen mittels Aus- und Weiterbildung legitime Titel erhalten und Wissen inkorporieren. Dabei spielt, wie bereits erwähnt, das in der Familie verfügbare ökonomische Kapital eine

entscheidende Rolle. Die Transformation von ökonomischem in kulturelles Kapital ist mit einem zeitlichen Aufwand und Kosten verbunden, wobei bei der Transformation ein Rückkopplungseffekt stattfindet. So werden hohe Bildungsabschlüsse häufig mit einem höherem Einkommen und anderen Privilegien belohnt. Weiter werden ökonomische Kapitalbestände vorrangig durch Veränderungen am Arbeitsmarkt sowie im Aus- und Weiterbildungssystem verändert. Veränderungen können in Bezug auf Gewinn und Verlust oder entsprechend der sozialen Lebensbedingungen stattfinden. Auch die Aufwertung des sozialen Kapitals ist mit der Empfindung von Arbeitsmarktsituation und Aus- und Weiterbildungssituationen verbunden. Insbesondere soziale Beziehungen stellen eine Sicherheit in Übergangssituationen her. In diesem Kontext möchte ich auf den Gatekeeper als Ausdruck des sozialen Kapitals verweisen (vgl. Münch, 2004, S. 432 f.; vgl. Steiner, 2005, S.89 f.).

6 Hilfe beim Übergang von der Schule zum Beruf

Im Hinblick auf die berufliche Erstplacierung haben Jugendliche genaue Vorstellungen. Sie wissen, dass ein gewisses Maß an kulturellem, ökonomischem und sozialem Kapital sowie Anpassungsfähigkeit an die schwierigen Bedingungen des Arbeitsmarktes grundlegende Voraussetzungen sind, um den Wettbewerb auf diesem bestehen zu können. Die Entscheidung für die berufliche Erstplacierung treffen Jugendliche auf der Basis der in der Sozialisation erworbenen Kompetenzen und Wissen. Bereits in der achten Klasse steht für die Mehrheit der Wunschberuf fest, was oft auf die Beratung durch so genannte Gatekeeper als professionelle Experten zurückgeführt werden kann. Eine wichtige Bedeutung bei der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Zusammenhängen kommt der Erfahrung mit signifikant Anderen und Gatekeepern zu, welche auf der Grundlage von vorhandenem biografischem Hintergrundwissen gedeutet und bewertet wird (vgl. Friebel et al. 1996, S. 66; vgl. Kühn, 2004, S 51 ff.; vgl. Kühn & Witzel, 1999).

Mit der bereits erwähnten Bremer Studie wollten Heinz und sein Forschungsteam die individuelle Berufswahlentscheidung unter dem Einfluss von Gatekeepern aus dem sozialen Umfeld, aus Beratungsinstitutionen und nicht zuletzt jene aus dem Arbeitsmarkt untersuchen. Bei der Auswertung der qualitativen und quantitativen Daten zeigte sich, dass die Berufswahl häufig unter dem Aspekt der Optionslogik stattfand. Im Zuge der vorberuflichen Sozialisation arrangieren sich Jugendliche mit den Bedingungen und Erwartungen auf dem

Ausbildungsmarkt sowie mit den subjektiven Berufsoptionen auf der Basis vorhergegangener schulischer Selektion. In diesem Zusammenhang weichen Traumberufe realistischen Berufsoptionen auf dem Arbeitsmarkt. Jugendliche stellen sich so auf die vorhandenen Berufsoptionen durch die Ergebnisse und Bewertungen ihres Handelns ein. Diese bilden die Basis für berufsbezogene Handlungsstrategien im Lebenslauf. Interessen und Realisierungschancen müssen im Kontext der Selbstreflexion und unter Einflüssen ausgehend von Gatekeepern vereinbart werden. Um den Bedarf an Selbstreflexion und Gatekeeping in solchen Sozialisations- und Selektionsprozessen in biografischen Entwürfen darzustellen, entwickelte Heinz das Konzept der Selbstsozialisation: „*Bausteine für die Selbstsozialisation sind die reflektiven Erfahrungen mit signifikant Anderen*“ (Heinz, 2000, S. 177). In diesem Abschnitt werde ich Heinz' Selbstsozialisationskonzept auf zwei Perspektiven der Distanznahme bei der Problembetrachtung beziehen, zum einen jene der signifikant Anderen und zum anderen jene Perspektive von Gatekeepern. Die Distanznahme aus der Perspektive signifikant Anderer bedeutet, das eigene soziale Handeln vor dem Hintergrund sozialer Interpretationen zu prüfen. Die Selbstsozialisation wird durch die Reflexion der denkbaren Wirkung von sozialem Handeln für das Selbstkonzept in sozialen Beziehungsnetzen gefördert. Wird bei der Distanznahme die Perspektive von Gatekeepern eingenommen, so wird „[...] *die bisherige Biografie in bezug zu den Mitgliedschafts- und Selektionskriterien von Organisationen [...]*“ (Heinz, 2000, S. 177) gesetzt. So werden auf der Basis der Distanznahme bei der Problembetrachtung im Zuge der Selbstsozialisation biografische Wissensbestände aufgebaut, die aus einer Kombination aus Erfahrungen mit Selbstpräsentation und Fremdselektion bestehen (vgl. Heinz, 2000, S. 166, 177; vgl. Wahler & Witzel, 1999; vgl. Friebel, 1983, S. 147 ff., 162 ff.).

Wie lassen sich nun aber Gatekeeper identifizieren und welche Rolle spielen sie im Lebenslauf von Individuen? Welche Aufgaben und Interessen verfolgen sie beim Organisieren von Statuspassagen?

6.1 Gatekeeper an Statuspassagen

Um die Rolle und Bedeutung von Gatekeepern in Übergängen im Lebenslauf darzustellen, werde ich mich der Theorien von Struck, Behrends und Rabe-Kleberg bedienen.

Gatekeeper agieren an den Statusübergängen⁸ im Lebenslauf, wobei sie Statuspassagen als Übergänge im Lebenslauf zwischen sozialen Positionen, an denen Individuen etwas gewinnen oder verlieren können, gestalten. Der Gatekeeper⁹ ist eine Person, welche den Zugang zu jemandem oder etwas überwacht. Er kontrolliert und gestaltet Statusübergänge im Lebenslauf. Ein Gatekeeper vermittelt immer zwischen „*Struktur und Handlung*“ (Struck, 2001, S. 30) sowie zwischen „*Routine und Innovation*“ (Struck, 2001, S. 30). Im Bildungssystem befinden sich Gatekeeper an Positionen, an denen sie sogenannte Bildungsschwellen kontrollieren. Das kann die Einschulung betreffen, Übergänge zu Gymnasien, Hochschuleingangstests und auch Stellenbesetzungen von Professuren. Im Bildungssystem spielt das symbolische Kapital von Individuen eine wichtige Rolle für die Entscheidungsfindung der Gatekeeper. Der Grundschullehrer agiert bspw. als Gatekeeper, in dem er mit individuellen Schulformempfehlungen Schülern mögliche Laufbahnen empfiehlt. Dies geschieht auf der Basis des symbolischen Kapitals von Individuen (vgl. Struck, 2001, S. 30; vgl. Friebel et al., 1996, S. 67).

Gatekeeper sind professionelle Experten oder Experten der Praxis. Folglich kann jedes Individuum mit Wissen über das Organisieren von Übergängen zum Gatekeeper werden. Um Gatekeeper identifizieren und Gatekeepingsituationen abgrenzen zu können, unterscheiden Behrens und Rabe-Kleberg zwischen vier Typen von Gatekeepern:

- die Primärgruppe (Peer-Groups, Freunde, Ehepartner,...)
- die Organisationszugehörigen (Kollegen, Chef,...)
- die Organisationsrepräsentanten (Personalabteilung,...) sowie
- die neutralen, objektiven Gutachter.

Behrens und Rabe-Kleberg setzen diese vier Typen von Gatekeepern weiter in Beziehung zueinander. Diese Bezugnahme soll die Bedeutung von Gatekeepern für die unterschiedlichen Strukturen des Lebenslaufes verdeutlichen. In wichtigen Entscheidungen sind alle vier Typen involviert und beziehen sich wechselseitig aufeinander, ausgehend von den Peer-Groups bis zu den Gutachtern. Peer-Groups beziehen bspw. bei der Entscheidung für einen Ausbildungsberuf das mutmaßliche Verhalten von Organisationen und Gutachtern als Argument für ihre Entscheidungen mit ein. Entscheidungen werden dabei auf der Basis von Zugangskriterien wie etwa erworbene Bildungszertifikate, das Alter, die ethnische Herkunft oder die Dauer, die ein Individuum in einem Status verbracht hat, getroffen. Sie verschaffen

⁸ Übergänge bezeichnen Veränderungen von einem Anfangs- zu einem Endzustand.

⁹ Wörtlich aus dem Englischen übersetzt bedeutet Gatekeeper Torwächter.

eine Vergleichbarkeit für Gatekeeper. Überschneidungen sind in dieser Typenbildung nicht ausgeschlossen, so kann ein Kollege gleichzeitig auch ein Familienangehöriger des Individuums sein (vgl. Behrens & Rabe-Kleberg, 2000, S. 102, 109 ff., 131 f.; vgl. Friebel et al., 1996, S. 67).

Behrends und Rabe-Kleberg betrachten in ihrer Gatekeeperanalyse sozial integrative Normen als Anforderung und Erklärungsmuster für verschiedene Gatekeeping-Instanzen. In dieser Auffassung setzen sie individuelle Bedürfnisse nicht den sozial integrativen Normen gleich (vgl. Behrens & Rabe-Kleberg, 2000, S. 101 f.).

6.2 Zur Problematik des Gatekeepings

Unter zunehmenden Komplexitäts- und Kontingenzbedingungen sind bei dem Übergang von der Schule in die Berufsausbildung Gatekeeper gefragt (vgl. Friebel et al., 1996, S. 66).

Struck definiert Gatekeeping aus der institutionellen Perspektive als „*die Gestaltung, Beurteilung, Gewährung und Nicht-Gewährung von Statuskontinuität und Übergang*“ (Struck, 2001, S. 30), welche „*in zeitdynamische, institutionelle, organisatorische und strukturelle Rahmenbedingungen*“ (Struck, 2001, S. 30) eingebunden sind. Gatekeeping kann in seiner Theorie von innen und außen analysiert werden: Von innen analysiert liegt der Fokus auf die Beeinflussung von Individuen, von außen analysiert, treffen Gatekeeper Zugangsentscheidungen und ordnen Statuspassagen. Die Gestaltung von biografischen Übergängen kann so aus der Perspektive von Organisationen und Gatekeepern, aus jener von Institutionen sowie aus der der Sozialstrukturen oder auch aus der Perspektive des Individuums erfolgen. Nach Struck fokussiert jede dieser Perspektiven andere Rahmenbedingungen. Richtet sich die Forscherperspektive auf die Organisation, wird organisatorisches Handeln analysiert. Struck verweist hier auf Gatekeeper, die individuelle Übergänge unter Berücksichtigung institutioneller und struktureller Rahmungen und im Kontext organisationsinterner Erfordernisse steuern, indem sie organisatorische Entscheidungsprogramme repräsentieren. Ist das Interesse auf die Institution ausgelegt, wird die institutionelle Rahmung fokussiert. Gatekeeper wirken hier auf die Verbindung von Anfangs- und Endzustand. Den Fokus bei der Betrachtung von Übergängen auf Institutionen zu legen, die Übergänge formen, wurde u. a. mit dem „Generationsvertrag“ von Kohli (1993) analysiert. Betrachtet man Übergänge im Lebenslauf aus der Perspektive der Sozialstruktur, so werden sozialstrukturelle Verteilungen und die damit verbundenen Chancen und Risiken

mit betrachtet. In dem Zusammenhang sind Sackmann, George oder White zu nennen. Liegt der Fokus auf dem Individuum, richtet sich das Interesse bei der Übergangsbewältigung auf biografische Entscheidungen und Handlungen. Hierfür werden oft Sozialisationskonzepte, die individuelle Anordnungen sowie Anpassungsprozesse an neue Anforderungsstrukturen oder auch rationale Wahlhandlungen analysieren, herangezogen. In diesem Zusammenhang möchte ich auf die im vorangegangenen Kapitel beschriebene berufliche Sozialisationstheorie von Heinz verweisen (vgl. Struck, 2001, S. 31 ff.).

Gatekeeper haben aufgrund ihrer Entscheidungsmacht eine Mittlerrolle zwischen individuellen Wünschen, Zielen, Einstellungen und Fähigkeiten sowie organisationalen Anforderungen, Zielen und Werten eingenommen. Sie müssen daher immer eine vom Individuum ausgehende Erwartungshaltung und eine ausgehend von der Organisation erfüllen. Sie kanalisieren für das Individuum die Übergänge vor dem Hintergrund ihrer Interessen und Wünsche sowie deren Qualifikationen und Kompetenzen. Jedoch sind individuelle Wünsche nicht immer mit den organisationalen Qualifikationserwartungen vereinbar, sodass Gatekeeper die Statuspassagen auch gegen den Willen von Individuen gestalten müssen. Der Übergang wird immer in Abhängigkeit von einem individuell gegebenen Kompetenzportfolio gestaltet, wobei der Fokus insbesondere auf dem kulturellen Kapital in Form von Zeugnissen liegt. Das kulturelle Kapital bildet die Basis jeder Entscheidung, da es den Bildungsgrad von Individuen widerspiegelt. Weitere Entscheidungskriterien können die Berufsbezeichnung, die Verfügbarkeit von Ausbildungsplätzen oder die Karrierechancen sein. Gatekeeper bestimmen mit ihrem Urteil den weiteren Lebenslauf von Individuen in beträchtlicher Weise mit. Ihre Entscheidungen implizieren Chancen als auch Risiken für Individuen. Die Folgen von Fehlentscheidungen müssen Individuen jedoch selbst bewältigen (vgl. Struck, 2001, S.36 f., 41 f., 49; vgl. Friebel et al., 1996, S. 66 f.; vgl. Buschbeck & Krewerth, 2004, S. 77).

7 Rahmen für die empirische Analyse

Dieses Kapitel widme ich den Motiven für die Auswahl der zuvor aufgezeigten theoretischen Ansätze von Heinz, Bourdieu, Behrens und Rabe-Kleberg sowie Struck für meine folgende empirische Analyse zum Verhältnis zwischen Gatekeeping, Habitus und Kapital bei der Berufswahlentscheidung von Jugendlichen.

Die theoretischen Ansätze von Bourdieu, Struck, Behrends und Rabe-Kleberg stellen Handlung und Struktur gegenüber. Dabei gehen sie davon aus, dass Individuen auch in gänzlich geregelten Handlungssituationen über gewisse Spielräume verfügen, die sie nutzen können oder sollen. Diese Spielräume gestalten sich über zwei Optionen: Zum Einen versuchen Individuen die Handlungsspielräume für sich zu nutzen, was eine gewisses Wissen über Möglichkeiten und Grenzen voraussetzt. Bourdieu argumentiert hierbei hinsichtlich der Möglichkeiten über den Habitus, der durch Strukturleistungen Individuen ein strategisches Handeln ermöglicht. Zum Anderen versuchen Individuen, die in Handlungsspielräumen unzureichend gestalteten, unzugängliche Anforderungen aufzuklären. Diese Argumentation verweist auf ein Wissensdefizit von Individuen hinsichtlich ihrer Möglichkeiten und Grenzen. Individuen benötigen daher zusätzliche Informationen, die sie über das Wissen und die Erfahrungen von Gatekeepern einholen. Die gewonnenen Informationen verschaffen Sicherheit und steigern somit auch den Wert des verfügbaren Kapitals, was nicht zuletzt Individuen zu einem strategischen Einsatz ihres Kapitals befähigt (vgl. Steiner, 2005, S. 85 ff.).

Die Fragen nach dem individuellen Wissen und dem Wert des verfügbaren Kapitals werden für meine empirische Analyse der Berufswahlentscheidung zur Hebamme von Bedeutung sein.

Die individuelle Perspektive der Übergangsgestaltung sowie jene des Gatekeepers vor dem Hintergrund von Heinz' beruflicher Sozialisationstheorie und Selbstsozialisation fassen den weiteren theoretischen Rahmen für meinen Forschungsgegenstand. Der theoretische Ansatz Heinz' nimmt im Kontext der Sozialisation das Habituskonzept von Bourdieu auf. Das Habituskonzept von Bourdieu bietet eine soziologisch bedeutende Theorie über die Beziehung von Reproduktion sozialer Strukturen und der Biografie. Bezieht man den Habitus auf die Verbindung der vorberuflichen und beruflichen Sozialisationsprozesse, so bildet der berufliche Habitus den Bezugsrahmen für die Untersuchung aus der Vergesellschaftungsperspektive von Sozialisationsprozessen in der Biografie. Der Habitus ist ein Anordnungssystem für soziales Handeln, Produkt der Klassenzugehörigkeit und der individuellen Erfahrung. Individuen erwerben in ihrer Biografie kulturelle, soziale und ökonomische Ressourcen, die ihnen Beteiligungs- und Gestaltungschancen ermöglichen. Er bildet so ein System routinierter Handlungsregeln, welche die Selbstinterpretation, die Deutung sozialer Bedingungen und die Anpassung an Arbeitsmarktanforderungen

unterstützen. Die individuelle Biografie ist für ihn eine Art „*Reproduktionsinstanz sozialer Unterschiede*“ (Heinz, 2000, S. 172), was eine ungleiche Verteilung biografischer Ressourcen meint. So wird nach Bourdieu in Bezugnahme auf die soziale Klasse¹⁰ die Ausprägung des Habitus von der Teilhabe an kulturellem, ökonomischem und sozialem Kapital geprägt. In diesem Kontext definiert Bourdieu die Familie und die Schule als Märkte, „[...] *an denen sich der Preis dieser Kompetenzen ausbildet*“ (Bourdieu, 1997, S. 150). Der Markt Schule und der Markt Familie unterscheiden sich u.a. hinsichtlich der Erwerbsform des kulturellen Kapitals. Bereits im Abschnitt 5.2 erwähne ich, dass das formale Kulturkapital - das in der Schule erworbene Wissen - durch Noten, Zeugnisse oder Titel institutionell vergütet wird. Dieses institutionalisierte Kapital eröffnet Individuen den Zugang zu weiterführenden Bildungswegen und erhöht die Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Das in der Familie erworbene Wissen, das inkorporierte Kulturkapital, wird über familiäre Sozialisation vermittelt und prägt den Habitus. Die Verwertung von kulturellem Kapital ist abhängig von der gegenwärtigen Lage auf dem Arbeitsmarkt und von der jeweiligen Ausstattung mit ökonomischem und sozialem Kapital. Der Einfluss von kulturellem Kapital wird vor allem an der Beziehung zwischen dem allgemeinen Bildungsniveau der Familie und dem schulischen Erfolg der Kinder sichtbar. So ist der Einfluss der familiären Sozialisation auf den Schulerfolg überwiegend kultureller Natur. Schulischer Erfolg von Kindern und Jugendlichen hängt für Bourdieu von dem familiären und sozialen Milieu, dem Bildungsniveau der Eltern und der Verwandten sowie von den Schultypen ab. In diesem Kontext erwähnt Heinz den Einfluss der beruflichen Erfahrungen und Laufbahnen von Eltern auf die Sozialisation ihrer Kinder. So werden berufsgebundene Einstellungen über familiäre Sozialisationsprozesse an die jüngere Generation weitergegeben. Schulische Bildungseinrichtungen liefern daneben die Grundlage wichtiger Qualifikationen für die Erwerbswelt. Die hierüber erworbenen Qualifikationen und Zeugnisse bilden die Basis für den Zugang zu verschiedenen Berufsbiografien. Sie legen damit die Basis für unterschiedliche Einstiegsmöglichkeiten, die vorerst in betriebsbezogenen oder universitären Ausbildungssystemen münden, bevor sie den Zugang in das Erwerbssystem ermöglichen. Der Zugang zur Erwerbstätigkeit ist immer an Strukturen des Arbeitsmarktes gebunden, die fördernd oder hemmend wirken können (vgl. Bourdieu, 2001, S. 26 ff.; vgl. Bourdieu, 1997, S. 151 ff., vgl. Heinz, 1995, S. 51 f.; vgl. Heinz, 2000, S. 166, 172, 176; vgl. Münch, 2004, S. 422, 547; vgl. Steiner, 2005, S.80 f.).

¹⁰ Die soziale Klasse beschreibt die vertikalen Unterschiede der Gesellschaft und die ungleiche Teilhabe an den Kapitalarten.

Die soziale Herkunft spielt also in der beruflichen Sozialisation und der Prägung des Habitus eine wichtige Rolle. Die Familie repräsentiert das soziale Milieu und bildet als „Güter- und Wertegemeinschaft“ (Heinz, 1995, S. 65) den Orientierungsrahmen für die Berufswahlentscheidung. Heinz verweist hierbei auf die These der Herkunftsabhängigkeit für schulischen Erfolg. Er meint hier, dass die Bereitwilligkeit einen höheren Bildungsabschluss zu erlangen, auf berufliche Bedingungen, Wertvorstellungen, Erwartungen und Kenntnisse der familiären Sozialisation zurückgeführt werden kann. Deshalb werden später auch Berufe mit einer zu großen Milieudistanz¹¹ kaum favorisiert. Heinz betont weiter, dass nicht eindeutig von Indikatoren wie, Arbeitslosigkeit, Ausstattung von materiellen Ressourcen, Güter- und Wertegemeinschaften, auf Berufschancen geschlossen werden kann. Die Berufswahl vereint kulturelles, soziales und ökonomisches Kapital. Somit kann man trotz geringem ökonomischem und materiellem Kapital hohe Chancen bei der Eingliederung in den Arbeitsmarkt, eben angesichts aufgrund des hohen kulturellen Kapitals, haben. Durch die Zusammengehörigkeit von sozialem Milieu und der familiären Sozialisation vermitteln Eltern ihren Kindern ihre subjektiven Erfahrungen in der Berufswelt. In der Phase der familiären Sozialisation können Eltern nicht nur indirekt in den beruflichen Entwicklungsprozess beeinflussen, sie können auch direkte Zwänge aufstellen oder konkret steuernd in die schulische Laufbahn des Kindes eingreifen. Die Sozialisation in der Schule bezieht sich auf die Vermittlung von allgemeinen Qualifikationen und Kenntnissen. Erst mit der Trennung von Haupt-, Realschule und Gymnasium werden Schwerpunkte für einzelne Berufe gesetzt. Aufgrund des Leistungsdrucks wird das Kind schon in der schulischen Sozialisation auf sein späteres Berufsumfeld vorbereitet. Aus den in der Sozialisation erworbenen Werten und Normen, werden Berufsvorstellungen gebildet und dann die persönliche Eignung für diesen Beruf überprüft. Durch Berufspraktika und -beratung werden Jugendliche mit Angeboten und Auswahlvorgaben des Arbeitsmarktes konfrontiert. Aufgrund von Unstimmigkeiten zwischen Wunsch und persönlicher Eignung müssen Jugendliche meist ihre Berufswünsche modifizieren, in den meisten Fällen nach unten korrigieren. Zudem muss ein geeigneter Ausbildungsplatz gefunden werden, was sich bei der heutigen Arbeitsmarktsituation als eine schwierige Aufgabe herausstellt. Diese Auswahlprozesse lassen die Berufswahl zu einem Kompromiss aus Träumen und Möglichkeiten werden. Mit dem Beginn der Berufsausbildung beginnt die Vermittlung von fachspezifischen Qualifikationen. Die Ausbildung, die eine Identifikation mit dem ausgeübten Beruf ermöglichen soll, zielt darüber hinaus auf den Wandel individueller Persönlichkeitsstrukturen ab. Der Übergang in das Berufsleben bedeutet

¹¹ Erodierung sozialer Milieus.

für die meisten Jugendlichen ökonomische und soziale Unabhängigkeit von den Eltern und stellt somit einen wichtigen Schritt zum Erwachsenwerden dar (vgl. Heinz 1995, S. 61 ff.).

Das Übergangssystem von der Schule in den Ausbildungsmarkt ist ein vielschichtiger, kontroverser, problematischer Vermittlungsprozess zwischen objektiven Anforderungen und subjektiven Erwartungen und Wünschen. Dabei müssen Individuen ihre kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen in der Phase der vorberuflichen Sozialisation bestmöglich entwickeln und mit Hilfe von Gatekeepern strategisch bei der Berufswahlentscheidung einsetzen. Insbesondere der erreichte Bildungsabschluss prägt die berufsbiografischen Möglichkeiten an der ersten Schwelle. Individuen müssen mit Hilfe von Gatekeepern und auf der Basis ihrer erreichten kulturellen, aber auch sozialen und ökonomischen Ressourcen ihre berufliche Lebensplanung auf die (begrenzte) Anzahl von Ausbildungsmöglichkeiten abstimmen.

8 Forschungsziel

8.1 Forschungsstand und Forschungsdefizite

Die bekannteste Untersuchung im Zusammenhang mit Sozialisation und Berufswahl ist die bereits in dieser Arbeit genannte Bremer Studie von Heinz, Witzel und Wachtveitl aus den 80er Jahren zur Berufswahlentscheidung von Hauptschülern. Heinz' Arbeiten zur beruflichen Sozialisationsforschung mit der Engländerin K. Evans gehen einen Schritt weiter. In den Jahren 1988 bis 1992 vergleichen sie zwei deutsche und zwei englische Arbeitsmarktregionen hinsichtlich der Übergänge von der Schule in die Berufsausbildung in das Erwerbssystem. Zusammen mit dem Psychologen A. Witzel veröffentlichte Heinz 1995 erstmals das Konzept der Selbstsozialisation. In dieser Arbeit wird empirisch die Wichtigkeit von individuellen Eigenleistungen im Umgang mit sozialen Gegebenheiten aufgezeigt, bspw. die Eigenleistungen beim Entwickeln eigener Ansprüche in der Partnerschaft, Familie und Beruf, bei der Verarbeitung von biografischen Erlebnissen sowie beim Nutzen von eigenen Ressourcen und Handlungsspielräumen für private und berufliche Zielsetzungen. In Zusammenarbeit mit T. Kühn veröffentlichte Witzel vier Jahre später eine Untersuchung zum Thema „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf: Berufsbiografische Gestaltungsmodi - Eine Typologie der Orientierungen und Handlungen beim Übergang in das Erwerbsleben“ in Bremen. Diese qualitativ und quantitativ erhobene Studie beschäftigt sich mit typischen Verlaufsformen und der Biografiegestaltung des Übergangs Jugendlicher aus

der Ausbildung in die Erwerbstätigkeit. Weiter untersuchen 2002 L. Beinke und sein Forschungsteam in sechs regionalen¹² quantitativen Erhebungen den Einfluss der Familie, Freunde, Schule, Betriebe sowie der Berufsberatung auf die Berufswahlentscheidung (vgl. Heinz, 1995, S. 155 ff.; vgl. Friebel, 1983, S. 147 ff., 162 ff.; vgl. Wahler & Witzel, 1999; vgl. Kühn & Witzel, 1999; vgl. Beinke, 2002; vgl. Eberhard & Ulrich, 2007; vgl. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 2009).

Eine weitere Publikation zum Thema Berufswahlentscheidung ist die quantitative Studie von Christine Steiner zum Thema „Bildungsentscheidung als sozialer Prozess“ aus dem Jahr 2005. Steiner untersucht Ausbildungspläne und die Übergangspraxis ostdeutscher Jugendlicher unter der Berücksichtigung von neuen Handlungsressourcen sowie von veränderten relevanten Sozialbeziehungen. Eine andere Untersuchung zum Thema Berufswahlentscheidung und individuelle Eignung ist die STEP-PLUS Studie der Bundesanstalt für Arbeit. Die Studie der Bundesanstalt für Arbeit wurde 1976/77 bis 1995/96 in der Jahrgangsstufe Sek 1 in der Haupt-, Real- sowie Gesamtschule eingesetzt. Für die STEP-PLUS Studie wurden ca. 400 Ausbildungsberufe, ca. 1000 Ausbildungsmöglichkeiten und ca. 70000 Berufsbezeichnungen in Deutschland untersucht (vgl. Steiner, 2005; Klevenow, 2000, S. 19 ff.).

Der Aspekt des Gatekeeping blieb in den verschiedenen Untersuchungen zur Berufswahl und Lebenslaufplanung weitestgehend unberücksichtigt, mit den Ausnahmen von den Untersuchungen von Heinz, der Bremer Studie aus den 80er Jahren oder der hier vorgestellten Untersuchung von Steiner. Besondere Aufmerksamkeit kommt dem Aspekt des Gatekeeping in den 90ern zu. Behrends und Rabe-Kleberg kategorisieren vier Typen von Gatekeepern. Weitere Untersuchungen aus den 90er Jahren von Cicourel und Kitsuse, DeSena, Morill oder Stone greifen einige Aspekte der Übergangsgestaltung auf. Da in der Forschung lediglich einzelne Gatekeeper-Entscheidungen untersucht wurden, blieben bis 2001 die sozialen und institutionellen Einflussfaktoren auf Gatekeeper vernachlässigt. Mit der Publikation von Struck wird das Gatekeeping in Beziehung zu institutionellen Instanzen gesetzt (vgl. Struck, 2001, S. 29, 49). Eine zusammenführende Untersuchung zur Stellung von kulturellen, ökonomischen und sozialem Kapital, vor dem Hintergrund des Habitus bei der Berufswahlentscheidung existiert für die Berufsgruppe Hebamme im Raum Magdeburg bisher noch nicht.

¹² In Baden- Württemberg, Berlin, Mittelhessen, Siegen, Osnabrück, Thüringen.

8.2 Forschungsfragen

Der Forschungsschwerpunkt dieser Arbeit umfasst die theoretische Zusammenführung der Sozialisationstheorie von Heinz, der Habitusstheorie von Bourdieu sowie die Gatekeepertheorien von Behrens & Rabe-Kleberg und Struck. Fokussiert wird dabei insbesondere das Verhältnis von Gatekeeping und kulturellem Kapital als individuelle Ressourcen und Einflussgrößen bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme in Magdeburg. Hierbei zielt die Forschungsausrichtung auf die individuelle Ebene der Berufswählerinnen. Auf der Basis des vorgestellten theoretischem Konzeptes und der Forschungsperspektive ausgehend vom den Berufswählerinnen, ergeben sich zwei große Forschungsfragen:

1. In welchem Verhältnis stehen Gatekeeping und das kulturelle Kapital bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme in Magdeburg?

Wegbegleitende Gedanken sind hierbei, in welchen Institutionen sich diese Gatekeeper verorten lassen und zu welchem Zeitpunkt im Übergang zur Berufsausbildung sie in Aktion treten. Von besonderem Interesse sind vor allem ihr Einfluss, ihre Hilfestellungen und ihre Beurteilungen unter Berücksichtigung vorhandener kultureller, sozialer oder ökonomischer Ressourcen der Berufswählerinnen auf die Berufswahlentscheidung zur Hebamme.

2. Wie beeinflussen die in der Sozialisation erworbenen kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen vor dem Hintergrund des Habitus den Prozess der Berufswahl zur Hebamme an der ersten Schwelle?

Hier stellt sich die Frage nach dem Einfluss der in der Sozialisation erworbenen Beurteilungs-, Denk- und Handlungsmuster sowie die Bedeutung der Sozialisationsinstanzen, die die jungen Berufswählerinnen besonders geprägt und die Berufswahl mit beeinflusst haben. Somit erscheinen mir hier die individuelle Beurteilung vorhandener kultureller, sozialer oder ökonomischer Ressourcen von Bedeutung und ihre Gewichtung dieser bei der Berufswahlentscheidung.

9 Methodischer Aufbau

Die Empirie dieser Arbeit verläuft nach den Prinzipien der qualitativen Sozialforschung. Die qualitative Interviewtechnik wird zumeist dann angewandt, wenn es sich bei dem Forschungsgegenstand um ein Thema mit subjektivem Bezug handelt, der sich nur mittels verbaler Ausführungen der Probanden erschließen lässt. Forschungsgegenstand dieser Arbeit ist, den Einfluss von Gatekeeping und kulturellen Ressourcen unter dem Aspekt der beruflichen Sozialisation und des Habitus im Prozess der Berufswahlentscheidung zur Hebamme rückwirkend darzustellen. Das vorrangige Ziel der qualitativen Sozialforschung sind Typisierungen, wodurch die Repräsentativität der Untersuchung in den Hintergrund gerät. Auch aufgrund der qualitativen Interviewtechnik werden oft nur wenige Falldaten erfasst, was auch die Repräsentativität dieser Arbeit schmälert. Die erhobenen Ergebnisse über die untersuchte Berufsgruppe werden so lediglich eine Richtung vorgeben können (vgl. Mayring, 2002, S. 34 f.).

In dieser Untersuchung werden drei Probanden nach zuvor klar definierten Merkmalen herangezogen. Die Probandinnen sollen in den Interviews den Einfluss ausgehend von Gatekeepern, ihrer beruflichen Sozialisation sowie das Verhältnis ihres verfügbaren kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitals bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme darlegen. Um eine Vergleichbarkeit zu schaffen, müssen die Probanden in wesentlichen Merkmalen übereinstimmen: Alle drei sind weiblichen Geschlechts, im Alter zwischen 20 bis 22 Jahren, besitzen eine allgemeine Hochschulreife oder Fachhochschulreife und absolvieren seit 2007 ihre Ausbildung zur Hebamme an der Berufsschule der Medizinischen Fakultät der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Die Probandinnen befinden sich zum Befragungszeitpunkt im zweiten Lehrjahr der beruflichen Ausbildung, sodass die Statuspassage berufsbiografischen noch nicht durch weitere Übergänge im Lebenslauf beeinflusst wurde, jedoch durch die gewonnen Erfahrungen und der damit verbundenen Wissenserweiterung tiefer gehend reflektiert werden können. Die Interviews werden in drei themenzentrierten Einzelinterviews durchgeführt. Die zeitliche Dauer der Einzelinterviews liegt zwischen 40 bis 60 Minuten. In den Einzelinterviews sollen die Probandinnen ihre Berufswahlentscheidung zur Hebamme unter der Berücksichtigung von Gatekeepern, ihrer Sozialisation, ihren Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsschema sowie ihren während der Berufswahl zur Verfügung stehenden kulturellen, aber auch sozialen und ökonomischen Ressourcen darstellen. In den Interviews liegen die Schwerpunkt auf die

beruflichen Vorstellungen der Jugendlichen, auf die familial-strukturelle Situation in den Herkunftsfamilien sowie auf den Zusammenhang von Vorhandensein und den Umfang von kulturellem, von sozialem und ökonomischen Kapital und dem Einfluss von Gatekeeper auf die Berufswahlentscheidung. Vermutlich werden sich die Darstellungen der Probandinnen aufgrund ihrer familiären und schulischen Sozialisation sowie dem damit verbundenen subjektiven Repertoire an kulturellen und sozialen Ressourcen unterscheiden. Letztlich ist das Ziel der Interviews die subjektiven Wahrnehmungen und Auffassungen in Hinsicht auf den Habitus der Probandinnen zu erschließen, ihre Darstellungen und Bewertungen zu rekonstruieren sowie detaillierte Aussagen zu dem Zusammenhang zwischen Berufswahlentscheidung, Gatekeeper und ihrem kulturellen Ressourcenrepertoire zu erhalten. Wichtig für die Zielerreichung ist es, im Interview den Fokus auf jene Themen zu lenken, die sich mit Einflüssen auf die Berufswahl beschäftigen sowie die objektiven Gegebenheiten und Umstände bei der Entscheidungsfindung offenbaren.

Die Forschung bezieht sich dabei auf die Region Magdeburg, sodass die Probandinnen über den Ausbildungsträger die Berufsschule der Medizinischen Fakultät der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg zu finden sind.

9.1 Methodenauswahl

Die Befragung ist ausschließlich nach dem Konzept des problemzentrierten Interviews gestaltet. Im Folgenden werde ich das Konzept kurz vorstellen und die Vorzüge hervorheben, die mich zu dieser Entscheidung gebracht haben.

Die Form des problemzentrierten Interviews ist eine offene, halbstandardisierte leitfadensorientierte Art der Befragung. Die Besonderheit des problemzentrierten Interviews liegt im stärkeren Strukturierungsgrad des Fragenkatalogs. Der Forschungsgegenstand dieser Arbeit ist problemzentriert und bezieht sich auf die Fragestellung: In welchem Verhältnis stehen Gatekeeping und das kulturelle Kapital bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme in Magdeburg. In den 80er Jahren prägte Andreas Witzel, aus einer ähnlichen gesellschaftlich relevanten Fragestellung¹³ heraus, den Begriff des problemzentrierten Interviews. Er leitet seine Methode aus Analysen über Bedingungen und Formen von Übergängen in die

¹³ Im Rahmen der Durchführung eines Forschungsprojektes über vorberufliche Sozialisationsprozesse von Haupt-/ und Realschülern.

Erwerbswelt ab (vgl. Mayring, 2002, S. 66 ff.). Witzel definiert das problemzentrierte Interview „als eine *Methodenkombination bzw. -integration von qualitativem Interview, Fallanalyse, biographischer Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse*“ (Mayring, 2002, S. 68). Der Arbeit mit problemzentrierten Interviews hat er drei Kriterien zugrunde gelegt: Die Problemzentrierung¹⁴, die Gegenstandsorientierung¹⁵ des Verfahrens und die Prozessorientierung¹⁶.

Die Leitidee eines problemzentrierten Interviews ist, Offenheit und Vertrauen in der Kommunikation zu schaffen. Die Probandinnen sollen nicht während des Interviews den Eindruck bekommen, ausgefragt zu werden. Vielmehr sollen sie sich ernst genommen fühlen. Entscheidend ist im problemzentrierten Interview, dass die Probandinnen ein größtmögliches Spektrum an Antwortperspektiven zur Verfügung haben. Die Anwendung des problemzentrierten Interviews als ein biografisches Interview fördert die Gesprächsentwicklung mit dem besonderen Ziel der rückwirkenden Reflexion von Denk-, Beurteilungs- und Handlungsmuster während der Berufswahlentscheidung. Um die Selbstreflexion zu fördern, bekommen die Probandinnen trotz des Interviewleitfadens immer die Möglichkeit, offen und ohne Antwortvorgaben auf Fragestellungen zu reagieren. Unklarheiten in der Formulierung können daher schnell geklärt werden, sodass die Probandinnen genauer ihre subjektiven Auffassungen und Wahrnehmungen während der Berufswahlentscheidung darlegen. Zusammenhänge werden so während der Auswertung leichter erkannt und das Gespräch wird dadurch ehrlicher, reflektierender und offener, als es bei einem Frage-Antwort-Spiel denkbar wäre (vgl. Mayring, 2002, S. 68 f.; vgl. Forum qualitative Sozialforschung, 2000).

Ich habe das problemzentrierte Interview gewählt, da es sich sehr gut für Forschungen mit einer signifikanten, eingegrenzten Fragestellung eignet und wegen seiner halbstandardisierten Form. Der Vorteil ist dabei die offene Interviewtechnik, die sich an den Themengebieten im Leitfaden orientiert. Jedoch bin ich mir auch der Problematik in der Interpretationsarbeit bei der Auswertung von problemzentrierten Interviews bewusst. Die verschiedenen Interviewsituationen können die Vergleichbarkeit der Interviews erschweren. Dem möchte ich

¹⁴ Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung, deren wesentlichen objektiven Aspekte sich der Forscher im Vorfeld erarbeitet hatte. Dazu sollen im Interview die subjektiven Sichtweisen, Bedeutungszuweisungen sowie Einstellungen des Probanden erfasst werden.

¹⁵ Ermöglicht Flexibilität im Umgang mit den verwendeten Instrumenten, die dem Forschungsgegenstand entsprechend gestaltet werden sollen. Durch die Anpassung der Instrumente auf den spezifischen Gegenstand können sinnvollere Schlüsse erzielt werden.

¹⁶ Bezieht sich auf den gesamten Forschungsablauf und speziell auf die Vorinterpretation.

mit einer immer offenen und vertrauten Gesprächsatmosphäre entgegenwirken, worin ich die Probandinnen als Experten betrachten werde.

9.2 Datenerhebung

Das problemzentrierte Interview bietet zur Datenerhebung verschiedene Medien wie den Interviewleitfaden, den Kurzfragebogen, die Tonträgeraufzeichnung sowie die Postskripte (vgl. Forum qualitative Sozialforschung, 2000).

Das problemzentrierte Interview baut im Allgemeinen, wie auch in dieser Arbeit, auf eine bereits bestehende Theorie oder auf die Zusammenführung mehrerer bestehender Theorien im Speziellen auf. Dieses Theoriennetz bestimmt den Interviewleitfaden und grenzt den Forschungsgegenstand im Vornherein ab. Der Interviewleitfaden dient dabei als Orientierungsrahmen und Gedächtnisstütze. Er beinhaltet theoretisches Vorwissen sowie seine Annahmen und Konzepte des Forschers, die wichtigsten Aspekte der Befragung, einige Frageideen sowie eine vorformulierte Einleitungsfrage. Der Interviewleitfaden in dieser Arbeit wird von fünf großen Frageblöcken mit verschiedenen Frageideen bestimmt, die an die vorgestellten drei großen Theoriekonzepte angelehnt sind: Berufsausbildungswünsche, schulische Bildung, Prozess der Berufswahlentscheidung, Gatekeeper und Berufsausbildung. Dieser Leitfaden wird den Probandinnen während des Interviews nicht offengelegt. Der Kurzfragebogen dient der Erfassung der Sozialdaten der Probandinnen, die der Befragung in Form eines Frage-Antwort-Schemas vorangestellt sind. Dadurch wird der Gesprächsfluss im Interview nicht unnötig unterbrochen und im Interview im Sinne der Problemzentrierung eine Konzentration auf den vorgestellten Untersuchungsgegenstand ermöglicht. Die Dokumentation der gesamten Interviews erfolgt mit dem Eingeständnis der Probandinnen über eine Tonträgeraufzeichnung. Um eine Verzerrung im Verhalten der Probandinnen zu vermeiden, ist das Gerät im Hintergrund zu platzieren. In meinen Interviews wird auf das Medium der Postskripte, ergänzend zu den in der Tonträgeraufzeichnung wiedergegebenen Kontextinformationen, verzichtet (vgl. Forum qualitative Sozialforschung, 2000).

Für den Aufbau des problemzentrierten Interviews ist die persönliche Kontaktaufnahme die erste Etappe des Interviewablaufs. Die weitere Gestaltung des Interviews erfolgt durch die erzählungsgenerierenden und verständnisgenerierenden Kommunikationsstrategien. Zum Abschluss folgt die Auswertung als letzte Etappe des Interviewablaufes (vgl. Mayring, 2002, S. 69 ff.; vgl. Stangel). Im Prozess der Kontaktaufnahme wird, abgesehen von der

Zusicherung der Anonymisierung der Daten und der Erklärung der Gesprächsform, das Forschungsthema und gegebenenfalls die Forschungsfrage erläutert. Hierzu sind die Probandinnen im Vorfeld schriftlich zu informieren. Im Interviewverlauf wird im Sinne der halbstandardisierten Befragung Zuhören und Nachfragen miteinander verknüpft. Hierzu stehen mir die oben genannten Techniken bereit, die flexibel genutzt werden: Bei den erzählungsgenerierenden Kommunikationsstrategien geschieht der Gesprächseinstieg durch eine vorformulierte Einleitungsfrage. Sie lenkt das Interview auf den zu untersuchenden Forschungsgegenstand. Dabei soll die Frage offen formuliert werden, sodass die Probandinnen mit eigenen Worten antworten können. Für mein angestrebtes Forschungsziel lautet eine solche Frage wie folgt: *"Wie sind Sie dazu gekommen, ausgerechnet Hebamme zu werden? Entspricht der Ausbildungsberuf zur Hebamme Ihren Fähigkeiten, Interessen und Wünschen? Erzählen Sie doch bitte, wie es dazu gekommen ist!"* Im Interview werden nun die dargestellten Themen, die auf die Einleitungsfrage folgen, aufgegriffen. Durch sinnvolles Nachfragen wird der rote Faden beibehalten. Gleichzeitig werden die Erinnerungsfähigkeit und die Selbstreflexion in Hinblick auf die Fragestellung der Probandinnen angeregt. Folglich werden abstrakte, fehlende oder missverständliche Aussagen verdeutlicht sowie Beziehungen zu Kontextbedingungen des Handelns hergestellt. Dieser Prozess wird als allgemeine Sondierung bezeichnet. Allgemeine Sondierungen helfen also im weiteren Interviewablauf einer sukzessiven Darlegung der individuellen Problemsicht nach dem Grundsatz der Offenheit. Sollten die Probandinnen im Verlauf des Interviews bestimmte Themenkomplexe auslassen, werde ich auf so genannte Ad-hoc-Fragen zurückgreifen. Ad-hoc-Fragen ergeben sich aus Aspekten im Leitfaden. Letztlich werden durch eine erzählungsgenerierende Kommunikation Narrationen gefördert, die sich zu einem Muster fügen. Durch eine verständnisgenerierende Kommunikation können alte Muster durch spätere Detailäußerungen oder Kontrollen seitens der Probandinnen berichtigt werden, wodurch sich neue Muster des Sinnverstehens herausbilden können. Für Frageideen für die verständnisgenerierende Fragetechniken stehen mir das in der Problemanalyse oder im Interview selbst erworbene Wissen zur Verfügung. Das Vorwissen für Fragen zu nutzen, ohne damit die ursprüngliche Sichtweise der Probandinnen zu verdecken, nennt man spezifische Sondierungen. Dazu gehören die Zurückspiegelung, Konfrontation sowie die Verständnisfragen. Die Zurückspiegelung von Aussagen der Probandinnen unterstützt deren Selbstreflexion. Weiter wird den Probandinnen die Gelegenheit eröffnet, seine individuelle Sichtweise zu bestätigen und Hypothesen von sich zu weisen. Auch eine Konfrontation kann unter der Bedingung eines guten Vertrauensverhältnisses weitere Details Aussagen fördern. Die Verständnisfragen

dienen der Klärung abweichender oder widersprüchlicher Aussagen. Sie hinterfragen die Alltagsselbstverständlichkeiten der Probandinnen (vgl. Witzel, 2000).

In der Planung wird sich bemüht, dass die Interviews in der natürlichen bzw. in einer von den Probandinnen gewählten Umgebung stattfinden.

9.3 Datenaufbereitung und Datenauswertung

Nach dem Prinzip der Gegenstandsorientierung existieren je nach dem thematischen Bezug des Interviews und dem Erkenntnisinteresse unterschiedliche Methoden zur Auswertung. Entsprechend dem vorhergegangenen problemzentrierten Interview erfolgt die Auswertung gemäß der qualitativen Inhaltsanalyse.

Jeder Auswertungsprozess beginnt mit der Darstellung des verbalen Materials, der Transkription. Dabei wird das auf Tonband aufgezeichnete Interview inhaltsgetreu in die schriftliche Form übertragen. In der Etappe der Fallanalyse werden prägnante Textpassagen und wichtige Sinneseinheiten des Interviews markiert und mit Codes¹⁷ versehen. Hierbei entstehen erste Konzepte, die einzelnen Ereignissen, Bedeutungen oder im Bezug auf ein Phänomen zugeordnet werden. Im nächsten Schritt werden die Konzepte und Codes zu Themenkatalogen geordnet. Aus der Gruppierung von Themen und Phänomenen bilden sich Vorkategorien, Kategorien und Subkategorien heraus. Der Kernpunkt jeder Inhaltsanalyse ist die theoriegeleitete Kategorienbildung. Dabei müssen alle Kategorien unabhängig voneinander sein. Die Ausprägungen einzelner Kategorien müssen vollständig und wechselseitig exklusiv sowie nach verschiedenen Dimensionen ausgerichtet sein. Jede Kategorie sowie ihre Ausprägung muss eindeutig definiert werden. Die einzelnen Kategorien werden später zu Categoriesystemen zusammengefasst. Dieses Categoriesystem muss theoretisch aus den Hypothesen abgeleitet werden. In dieser Arbeit liegen insbesondere in Hinsicht auf das Habitus- und das Sozialisationskonzept, die zusammengeführten Theoriekonzepte zum Teil eng beieinander, was die Gestaltung eines unabhängigen Kategoriensystems erschwert. Um eine theoretische Vermengung der Kategoriensysteme zu vermeiden, wird versucht, die Kategorien auf den theoretischen Kern zu begrenzen. Das Habituskonzept wird für die Interpretation und Auswertung, mit dem Fokus auf die Beurteilungs-, Denk- und Handlungsmuster der Probandinnen, genutzt. Das Kategoriensystem

¹⁷ Überschriften bzw. Bezeichnungen, die diese Sinneinheit des Interviews passend wiedergeben.

umfasst so folgende Kategorien: Sozialisation für den Beruf, Selbstsozialisation, Sozialisation durch den Beruf (Berufsausbildung), kulturelles Kapital, ökonomische Kapital, Gatekeeper (soziales Kapital) und die Kategorie das Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping bei der Berufswahlentscheidung. Das Kategoriensystem deckt alle Dimensionen des Interviews ab, die für die Beantwortung des Forschungsproblems relevant sind. Das Erkenntnisinteresse besteht dabei darin, den Habitus im Zusammenhang mit dem Verhältnis von Kapital und Gatekeeper bei der Berufswahl herauszustellen, also welche Argumente, Charakterisierungen und Deutungen die Probandinnen hinsichtlich der einzelnen Aspekte der Befragung vornehmen. Das so ausgearbeitete Kategoriensystem bietet somit die Möglichkeit, die analysierten Textabschnitte zu gruppieren, um so die Kernaussagen zu den einzelnen Aspekten zusammenzufassen. Anschließend werden hinsichtlich dieser Aspekte Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen verschiedenen Texten innerhalb der Stichprobe ermittelt. Mittels der Strukturierung der Auswertung lassen sich später in der Analyse Textsequenzen in einen Gesamtzusammenhang stellen (vgl. Atteslander, 2003, S. 225 f.; vgl. Mayring, 2002, S.114 ff.; vgl. Uni FR, FB Medien- und Kommunikationswissenschaft, 2007).

Bei der Anwendung einer qualitativen Inhaltsanalyse ist zu beachten, dass die Fragestellungen und Kategoriesysteme offen sind, sodass der Nachvollziehbarkeit der Analyse großes Interesse zukommt. Die Kategorienbildung muss theoretisch fundiert oder empirisch abgeleitet sein und reproduzierbar sein, damit Reliabilität¹⁸ und Validität¹⁹ der Forschung garantiert sind. Weiter wird in der qualitativen Inhaltsanalyse deduktives²⁰ und induktives²¹ Vorgehen kombiniert (vgl. Uni FR, FB Medien- und Kommunikationswissenschaft, 2007).

Zum Schluss werden die Ergebnisse der Untersuchung in gegenseitigen Bezügen und in wechselseitiger Abhängigkeit analysiert und entsprechend der theoretischen Vorgehensweise dargestellt.

10 Von der Schule in die Berufsausbildung zur Hebamme

Entsprechend der vorangegangenen theoretischen Ausführungen werden Berufswahlentscheidungen im Zuge vorberuflicher (familiärer und schulischer) Sozialisation,

¹⁸ Zuverlässigkeit, d.h. Maß für die Replizierbarkeit der Ergebnisse unter konstanten Bedingungen.

¹⁹ Gültigkeit, d.h. Maß der Gültigkeit der Schlussfolgerungen aus der Erhebung.

²⁰ Vom Allgemeinen zu Einzelfall.

²¹ Vom Einzelfall zu Allgemeinen.

sowie vor dem Hintergrund des während der Sozialisation herausgebildeten Habitus getroffen. Der individuelle Habitus ist seinerseits von äußeren kulturellen, materiellen und sozialen Bedingungen gekennzeichnet, die auf die Grenzen möglicher und unmöglicher Übergangspraktiken verweisen. In der nachstehenden Auswertung soll nicht nur der Einfluss der in der Sozialisation erworbenen Beurteilungs-, Denk- und Handlungsmuster sowie die Bedeutung der Sozialisationsinstanzen für die Berufswahlentscheidung zur Hebamme erörtert werden, sondern auch die individuelle Beurteilung vorhandener kultureller, sozialer oder ökonomischer Ressourcen und deren Gewichtung bei der Berufswahl. Hierbei verweise ich auf meine zweite Forschungsfrage: Wie beeinflussen die in der Sozialisation erworbenen kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen vor dem Hintergrund des Habitus den Prozess der Berufswahl zur Hebamme an der ersten Schwelle? Hierbei lassen sich auch bereits erste Tendenzen zum Einfluss von Gatekeepern erkennen.

In diesem Kapitel sollen nun die Übergangspraktiken der drei Probanden vor dem Hintergrund ihrer verfügbaren sozialen Beziehungen, sowie ihrer kulturellen und ökonomischen Ressourcen rekonstruiert werden und ferner, wie sich die Verfügbarkeit und Einschränkung von Kapitalbeständen auf die Berufswahl zur Hebamme auswirkte und welche Bedeutung diesen beigemessen wurde. Zunächst werden die Interviews auf die Beantwortung meiner zweiten Forschungsfrage im Sinne des Habitus analysiert. Im Anschluss werde ich anhand der Gesamtheit der in den Interviews offengelegten Informationen das Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping im Übergang zur Berufsausbildung analysieren und anschließend vergleichend darstellen.

10.1 Zur Darstellung der Übergänge in die Berufsausbildung

Um die subjektiven Lebensbedingungen und gegebenenfalls die individuelle Stellung in der Gesellschaft der Probanden innerhalb der Sozialstruktur verorten zu können, habe ich im Vorfeld und teilweise während des Interviews wichtige Sozialdaten zur Kategorisierung des sozialen Raumes erfasst. Hierbei lassen sich bereits aufgrund äußerer sozialer Bedingungen, durch die eingenommene spezifische Stellung der Probanden innerhalb einer sozialen Klasse, erste Tendenzen zur sozialisations-bedingten Verinnerlichung mutmaßen. Nachfolgend werden die Sozialdaten der einzelnen Probanden zur besseren Vergleichbarkeit dargestellt.

Fredericke Ast (Name geändert) ist 20 Jahre alt und lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit zwei Jahren in einem Singlehaushalt in Magdeburg. Ihre Kernfamilie besteht aus beiden

Elternteilen, die verheiratet sind und zusammenleben. Frau Ast ist ledig, lebt aber derzeit in einer kinderlosen partnerschaftlichen Beziehung. Seit August 2007 absolviert sie eine Berufsausbildung zur Hebamme an der Medizinischen Fakultät der Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg. Zum Zeitpunkt des Interviews befand sich Frau Ast am Ende des zweiten Ausbildungsjahres. Die zweite Probandin heißt Bettina Krone (Name geändert), ist 21 Jahre alt und lebt zum Befragungszeitpunkt mit ihrem Partner in einer kinderlosen Lebensgemeinschaft in Magdeburg. Ihre Eltern sind seit ihrem vierten Lebensjahr geschieden. Frau Krones Mutter lebt mit einem neuen Partner in einer ehelichen Gemeinschaft, ihr Vater hingegen ist alleinstehend. Frau Krones Bruder ist 25 Jahre alt. Auch sie absolviert seit August 2007 eine Berufsausbildung zur Hebamme in Magdeburg. Die dritte Probandin, Sandra Stamm (Name geändert), ist 21 Jahre alt. Auch sie ist ledig, lebt aber in einer kinderlosen partnerschaftlichen Beziehung. Frau Stamm lebt wie Frau Ast seit zwei Jahren in Magdeburg in einem Singlehaushalt. Ihre Eltern sind seit ihrem 12. Lebensjahr geschieden. Beide Elternteile leben bzw. lebten nach der Trennung in neuen Partnerschaften. Frau Stamm hat einen leiblichen Bruder von 26 Jahren, eine 17-jährige Stiefschwester und einen siebenjährigen Halbbruder aus der neuen Ehe ihres Vaters. Frau Stamms Vater verstarb 2004. Auch sie absolviert seit August 2007 eine Berufsausbildung zur Hebamme in Magdeburg. Alle drei Probandinnen begannen ihre Berufsausbildung zur Hebamme im Jahr 2004, jenem Jahrgang, in dem zwei Abiturstufen, die 12. und 13. Klasse, die allgemeinbildende Schule in Sachsen-Anhalt verließen. So konkurrierten in Magdeburg rund 1300 Bewerber um 15 Ausbildungsplätze zur Hebamme.

Da der Habitus immer zuerst auf der familiären Sozialisation aufbaut, liegt es nahe, die Analyse der Berufswahlentscheidung auch bei der vorberuflichen Sozialisation anzusetzen. Um den Problemzusammenhang zwischen familiärer Sozialisation und Sozialisation für den Beruf während der Herausbildung der Berufswahlentscheidung zur Hebamme herauszustellen, legen die Probanden ihre Erfahrungen, Wahrnehmungen und Beurteilungen, sowie deren Verflechtung mit der Sozialisation, rückwirkend dar.

10.1.1 Zur Darstellung von Frau Ast

Auf die Frage, wie sie zu ihrem Berufswunsch Hebamme gekommen ist, entgegnete Fredericke Ast, dass sie über den Bekanntenkreis der Eltern eine Hebamme kennengelernt hatte, die ihr großzügige Einblicke in den Beruf gewährte. *„In meinem Bekanntenkreis gab es eine Hebamme, die mir viel von sich erzählte, was mich auch neugierig machte. Dann habe*

ich ein Praktikum gemacht, um das Ganze auch mal zu sehen wie es wirklich ist.“ (Ast: S. 1/Z. 24-26). Die Entwicklung des Berufswunsches Hebamme kristallisierte sich hierbei in der Kindheit, in der familiären Sozialisation heraus. So berichtet Frau Ast, dass ihre Mutter bereits in einer frühen Phase der vorberuflichen Sozialisation ihre kindliche Interessen zur Schwangerschaft und Geburt hervorhebt und in diesem Kontext ihr den Beruf Hebamme erstmalig vorschlägt: *„[...] meine Mutti fing an mir den Beruf vorzuschlagen [...] also ich habe immer viel darüber gehört und meine Mutti meinte dann: Mensch was denkst´e denn über Hebamme.“* (Ast: S. 5/Z. 32-35). Hierbei verweist sie auf die unbewussten spielerischen Erlebnisse in der frühen Kindheit und die bewusste Entscheidung zu Beginn der Pubertät: *„Also unbewusst schon in der Kindheit, dass man immer Geburt gespielt hat und Hausbesuch und allem drum und dran, aber wirklich bewusst mit zwölf, dreizehn. Also wollte ich eigentlich schon immer Hebamme werden.“* (Ast: S. 6/Z. 7-9). Wichtig für die Herausbildung des Berufswunsches war für Frau Ast das Praktikum bei der oben genannten freiberuflichen Hebamme. Umfangreiche berufliche Wirklichkeitserfahrungen, in positiver sowie in negativer Hinsicht, und die Relativierung der Illusion vom Wunder der Geburt stellen daher für Frau Ast die Grundvoraussetzung zur Manifestierung des Wunsches nach einer Berufsausbildung zur Hebamme dar. Später prägte das Verlangen nach beruflicher Verantwortung, Empathie und individueller Eignung den Berufswunsch weiter: *„[...] Familien und gerade Frauen weiterzuhelfen, also während der Geburt zu unterstützen und halt Beistand zu leisten ist genau das, was ich in meinem Leben so machen möchte.“* (Ast: S. 1/Z. 29-31). Der Aspekt der Individualisierung sowie der Wille nach einer eigenverantwortlichen und planvollen Ausgestaltung der Berufsbiografie anhand des gewonnenen Wissens und der Erfahrungen in der vorberuflichen Sozialisation treten in diesem Zusammenhang bei Frau Ast deutlich hervor.

Um auf den Übergang in die Berufsausbildung spezifischer vorbereitet zu sein und einen intensiveren Bezug zum Berufsfeld zu erlangen, entschied sich Frau Ast im Zuge der schulischen Sozialisation bewusst für ein Fachabitur im Bereich Gesundheit und Soziales: *„Es war bei mir so, da ich halt schon früh wusste, dass ich Hebamme werden wollte, bin ich damals auf das Fachgymnasium gegangen, weil das in Verbindung mit Praktika stand und in der elften Klasse war das ganze über Jahr Praktikum im Krankenhaus mit angeschlossen. [...] Ähm, ich habe dann im Krankenhaus und im Kindergarten gearbeitet, was mich dann erst mal auf die soziale Ebene gebracht hatte.“* (Ast: S. 2/Z. 35-39). Gerade die spezielle Verbindung von Theorie und Praxis und die damit verbundenen fachspezifischen

Qualifikationen und Kompetenzen im Bereich Gesundheit und Soziales, war für Frau Ast entscheidend: „[...] in meiner Klasse haben halt, außer zwei andere, die ein Fachabitur haben, alle Abitur. Ich denke mal sind alle gut drauf vorbereitet, [...], dass erste halbe Jahr hatte ich es nicht schwer. Das hatte ich alles schon.“ (Ast: S. 3/Z. 15-17). „Ich hatte Anatomie, Ernährungslehre, Pathologie und also man wurde sozusagen auf einen medizinischen Beruf vorbereitet.“ (Ast: S. 3/Z. 9-11). Die Grundvoraussetzung für die Berufswahlentscheidung liegt für Frau Ast im Zweck der beruflichen Sozialisation, in den im Fachabitur erlangten Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, sowie einen umfangreichen Überblick über die Berufspraxis²². Aufgrund dieser Überzeugung machte Frau Ast im Vorfeld der Berufsausbildung diverse Praktika bei Hebammen und in Krankenhäusern, sowohl während der Schulzeit als auch in ihrer Freizeit, und betont immer wieder ihre Wichtigkeit für die Berufswahl: „Also es ist definitiv erforderlich Praktika zu machen, ohne Praktika hat man keine Chance genommen zu werden. Ähm jedenfalls ist ein guter Abschluss erforderlich, ähm und man muss auch irgendwo Engagement zeigen.“ (Ast: S. 4/Z. 30-32). Neben den Praktika zog Frau Ast weitere Erkundigungen über das Internet ein. Von besonderer Bedeutung war für sie dabei der Tag der offenen Tür an der Hebammenschule Magdeburg. Die Berufsberatung über das Arbeitsamt spielte für sie keine Rolle.

Innerhalb des gesamten Berufswahlentscheidungsprozesses, betont Frau Ast, war der Aspekt des ökonomischen Kapitals von keiner Bedeutung. Lediglich eine kurze Phase der Unsicherheit während der Ausbildung führte zu einer erstmaligen Bewertung der finanziellen Vergütung mit dem Ergebnis, das die Vergütung zu gering für den Arbeitsaufwand und der ihr innewohnenden Verantwortung ist: „Ähm, es gab Phasen, da war es auch ein bisschen auf das Finanzielle hinausgegangen, dass ich dachte, naja als Hebamme verdient man in der Freiberuflichkeit normal, aber dafür das man 24 Stunden arbeitet zu wenig. Ähm und ja. Aber das war auch eine relativ kurzzeitige Phase, in der ich auch wirklich... eine Zweifelphase, sagen wir es so, in der ich auch Studieren wollte.“ (Ast: S.10/Z. 15-19). In Hinblick auf ein Studium bezieht sich Frau Ast auf ein Medizinstudium, dass sie sogleich unter der Berücksichtigung ausbildungsbedingter Erfahrungen und erworbenem Wissen rückblickend verwerfend bewertet: „Klar, wäre da noch Medizin gewesen. Allerdings muss ich zu Medizin sagen, dass mir das in dem Sinne was ich heutzutage weiß, dass es nicht mein Beruf wäre.“ (Ast: S. 7/Z. 30-31). Inmitten der Sozialisation durch den Beruf (durch die Berufsausbildung) gewinnt der Sektor der Physiologie des Körpers, aufgrund der in der Praxis vermittelten

²² Hier führt sie das Sehen eines Kaiserschnitts und einer Geburt an.

Erfahrungen, fortwährend an Bedeutung, wodurch das Interesse für die Pathologie des Körpers nahezu gänzlich verdrängt wurde.

10.1.2 Zur Darstellung von Frau Krone

Die Frage, wie sie zu ihrem Berufswunsch Hebamme gekommen ist, beantwortete Bettina Krone: „[...] *ich würde behaupten ich war 11 ungefähr, [...] und meine Tante war damals schwanger. [...] und war auch mal da gewesen, als die Hebamme dann da war. Und da konnte ich mir ihre Arbeit so angucken und ich fand das ziemlich spannend, [...] Und da habe ich gedacht: joa, das wäre es auch mal so für später.*“ (Krone: S. 1/Z. 26-36). Der unmittelbare Kontakt mit der Schwangerschaft Frau Krones Tante und das Erleben der Arbeit der Hebamme brachten somit erstmals den Berufswunsch Hebamme im Kindesalter hervor. Innerhalb der familiären Sozialisation kam Krone mit einem weiteren gesundheitsorientierten Berufsfeld, dem der Krankenschwester, in Kontakt. Daher prägten die Einblicke in das ehemalige Berufsfeld Frau Krones Mutter in der mobilen Krankenpflege und die Krankenschwesterausbildung der Cousine das Interesse für Pflegeberufe nachhaltig: „[...] *meine Cousine hat auch dann, dass war glaube ich zwei Jahre bevor ich mir dem Abi fertig war, hat sie eine Krankenschwesterausbildung angefangen. Und da konnte sie mir auch erzählen, wie es im Krankenhaus so ist. Ja und das ist in der Familie so, dass es teilweise so das Richtige für uns ist.*“ (Krone: S. 5/Z. 28-31). Frau Krone bildete ihren Berufswunsch über die Berufsrollen der Mutter und der Cousine heraus. Der Berufswunsch Hebamme setzt bei der subjektiven Wahrnehmung der Berufsbiografie der Mutter, aber auch jener der Cousine an und ist bestimmender Einfluss zur Verinnerlichung mit eben diesem gesundheitsorientierten Berufsfeld. Insbesondere der ursprüngliche Berufswunsch der eigenen Mutter – Hebamme zu werden, gestaltete bereits in frühen Sozialisationsphasen maßgebend das Interesse für Pflegeberufe: „[...] *wenn du weißt deine Mutter wollte den Beruf auch machen, [...] sie unterstützt mich auch mehr, ganz bestimmt, als wenn ich einen anderen Beruf gemacht hätte. Aber so, dass sie mich in eine Richtung gedrängt hatte, das gar nicht.*“ (Krone: S. 11/Z. 25-29). So kam Frau Krone während der Berufswahl die größte Unterstützung seitens der Mutter zu, jedoch nur in Hinsicht auf den Ausbildungsberuf Hebamme. Aufgrund ihrer Begeisterung und ihrem Interesse für Tiere war ein Studium zur Tiermedizin ein sich später entwickelnder Berufswunsch. Jedoch war die Länge der Universitätsausbildung und der damit verbundenen längeren wirtschaftlichen Abhängigkeit, neben dem Hauptinteresse für das Tätigkeitsfeld der Hebamme, einer der primären Gründe, dieses Berufsinteresse zu verwerfen: „[...] *Tiermedizin, wie gesagt, kannst du im Notfall immer noch machen, [...].*“ (Krone: S. 6/Z. 16-

17). *„Hebamme [war] schon das, was ich irgendwo doch lieber machen wollte, [...] das ist eben ne Ausbildung [...]. Man kommt eben schneller zum Ziel, man ist schneller selbständig und das war eben das, was mich irgendwo dazu ´nen bisschen mit bewogen hat.“* (Krone: S. 6/Z. 18-22). In dieser Argumentation wird auch die Gewichtung des ökonomischen Kapitals im Prozess der Berufswahl deutlich. Schnelle finanzielle Unabhängigkeit und Selbständigkeit sind die gegenwärtigen biografischen Ziele Krones, welche sie in einem Studium nicht kurzfristig erreicht sieht. Ein eher latenter Grund für das Verwerfen des Berufswunsches Tierärztin lässt sich in den Ansichten und im Verhalten der Mutter vermuten: *„Du fühlst dich dann ein bisschen wie ein schlechtes Kind irgendwo. Weil du eben nicht das machst was deine Mutter will. [...] Man merkt es einfach bei ihr, wenn sie sich für was interessiert oder wenn sie sich nicht für was interessiert. Für Hebamme interessiert sie sich, dann ist sie auch ganz offen und fragt regelmäßig. Aber Tiermedizin, das hat sie dann nicht so gern gehört.“* (Krone: S.12/Z. 16-21). Das Paradoxe in der Argumentation von Frau Krones liegt augenscheinlich darin, dass die Mutter sie in ihrer Berufswahl nicht beeinflusst hat, jedoch das Verhalten der Mutter hinsichtlich Frau Krones Berufswünsche anderes vermuten lässt. Sie nimmt den Druck ausgehend von ihrer Mutter nicht wahr und bezeichnet ihr Verhalten so auch nicht als richtungsweisend, dennoch erweist sich dieser als erheblicher Einfluss für die Berufswahl zur Hebamme. Das innere Bedürfnis, den Anforderungen und Interessen der Mutter gerecht werden zu wollen, ist vermutlich in der Trennung von Frau Krones Eltern im frühen Stadium der familiären Sozialisation begründet. Die Tatsache, dass die Mutter baldig nach der Scheidung einen neuen Partner hatte, führt dazu, dass Frau Krone eine engere Bindung zum Stiefvater hat. Sie deutet ihn als ihren Vater, wobei das Verhältnis zum leiblichen Vater oberflächlicher Natur ist: *„Die sind jetzt verheiratet. 18 Jahre oder so. Ich war noch ganz klein, als meine Mutter sich von meinem Vater getrennt hatte. [...] Ich habe zwar Kontakt zu ihm, [...].Er ist ein ganz komischer Mensch, mein leiblicher Vater. [...] Deswegen kann ich mit ihm auch gar nicht so ein intensives Verhältnis aufbauen. [...] Und bei meinem Stiefvater... Es ist eben so, dass ich drei war als meine Eltern zusammengekommen sind. Es ist mein Papa für mich. Er hat sich immer gekümmert, bemüht und gemacht und getan.“* (Krone: S. 4/Z. 35-41; S. 5/Z. 1-7). So ist die, aus der Trennung resultierende, enge Bindung zur Mutter ein Indiz für ihre Funktion als berufsbiografische Einflussgröße. Deswegen war es auch die Mutter, die aufgrund eigener beruflicher Erlebnisse ihre Tochter im Zuge der Berufswahl auf eventuelle Weiterbildungsmöglichkeiten aufmerksam machte, die Frau Krone selbst für sich als irrelevant ansah, da sie ausschließlich Hebamme werden wollte. Der

Weiterbildungsgedanke beruht auf der Erfahrung des Berufswechsels der Mutter von mobiler Krankenpflege zur Verwaltungsfachangestellten in einer Krankenkasse.

Die Facetten von familiärer und sozialer Sicherheit und Rückhalt im Prozess der Berufswahl sind für Frau Krone von großer Bedeutung. Die von ihren Eltern ausgehenden Hilfestellungen sieht sie aber auch als Selbstverständlichkeit an. Neben der Unterstützung durch ihre Eltern wurden ihr diese auch durch die stabile Beziehung zu ihrem Lebenspartner zuteil. Hierin liegt für Krone der Ursprung der für sie wichtigen mentalen Voraussetzungen für diese Berufsausbildung. Im Prozess der Berufswahl und des Übergangs in die Berufsausbildung zur Hebamme war sich Krone durchaus der Ausbildungslage und der geringen Anzahl an Ausbildungsplätzen bewusst. Dennoch nahm sie das Risiko mit der festen Absicht in Kauf, nur diese eine Möglichkeit der Ausbildung in Magdeburg zu nutzen: *„Wenn du da nicht hinter stehst und das nicht 1000 Prozent willst, dann brauchst du das auch gar nicht erst anfangen. Es wäre schade drum, es sind nur wenige Plätze in jeder Klasse und es sollten nur Leute machen die es wirklich wollen.“* (Krone: S. 10/Z. 5-8). Frau Krone setzte sich durchaus mit beruflichen Angebotsstrukturen und Ungleichheiten auseinander, so kommt sie zu dem Schluss den Ausbildungsplatz zur Hebamme als etwas Besonderes zu sehen, dass man unbedingt nutzen sollte, gerade weil so wenige Bewerber die Möglichkeit dazu haben. Da Frau Krone im Berufswahlverhalten auch auf Sicherheit setzte, bewarb sie sich alternativ für eine Berufsausbildung bei verschiedenen Krankenkassen. Dessen ungeachtet deutet ihre Argumentation deutlich auf Desinteresse für dieses Berufsfeld hin. Auffällig ist hier, dass sie sich auch bei den Alternativbewerbungen am Tätigkeitsfeld der Eltern orientiert hat. Frau Krone vollzieht hier einen Abgleich ihrer, durch die familiäre Sozialisation geprägten Wünsche und Entscheidungen mit den Berufsrollen der Mutter und der Cousine.

Eine entscheidende Erfahrung Frau Krones im Zuge der Sozialisation für den Beruf (Berufsausbildung) war jene der hierarchischen Konstitutionen im Krankenhaus und insbesondere im Kreißsaal. In der Auseinandersetzung mit der Organisation Krankenhaus sah sich Krone anfangs einem enormen psychischen Druck ausgesetzt: *„Es ist ja so, dass man als Schüler eigentlich ganz unten in der Hierarchie steht. [...] und ähm ich sag mal Hebammen sind ihr eigenes Volk. [...] und man muss sich irgendwie einfügen. Und da jede ein anderes Muster hat, muss man sich irgendwie immer wieder neu anpassen. Das ist eine wichtige Fähigkeit und ich denke, dass habe ich gelernt. Bestimmt nicht am Anfang. [...] Ja so psychischer Druck ist einfach da, im Krankenhaus.“* (Krone: S. 2/Z. 2-18). Die

Verschiedenheit der Hebammen in der Ausbildungsorganisation war für Krone eine besondere Herausforderung, der sie sich anpassen musste. Vorbereitet auf diese Situation wurde sie bereits durch ihre Cousine, die ebenfalls die hierarchische Machtkonstellation innerhalb der Stationen als psychischen Druck empfand.

Die Zielstrebigkeit Frau Krones im Prozess der Berufswahlentscheidung zeigt sich deutlich im Streben nach umfangreichen Praxiserfahrungen im Alter von 16 bis 18 Jahren. In Bezug auf die Schulpraktika erwartete Krone mehr Engagement von ihrer Schule. Hier bemängelt sie eindeutig die zu kurzfristigen Ankündigungen und den daraus resultierenden Zeitmangel bei der Praktikumsplatzsuche. Dabei erhielt sie durch ihre Mutter große Unterstützung und nicht wie von ihr erwartet von der Schule. Aufgrund des Zeitmangels und der kurzen Ankündigungen waren die für Frau Krone berufswunschrelevanten Praktikumsplätze bereits vergeben, sodass sie ihre Praxiskenntnisse in der Freizeit organisieren musste. Über diverse Praktika in den Schulferien gestaltete sie ihre Kenntnisse zum Berufsfeld Hebamme aus: *„Ich habe es in den Ferien gemacht, weil ich eben gewusst habe, dass es für die Ausbildung gut wäre, wenn man ein Praktikum vorher in dem Bereich gemacht hatte. [...], sodass man eben halt so in etwa weiß, wie die Atmosphäre dort ist, was vielleicht für Arbeiten dort anstehen und ja. Ich habe, [...], drei Praktika gemacht. Zwei in Krankenhäusern und eins bei einer freiberuflichen Hebamme.“* (Krone: S. 2/Z. 29-34). An dieser Stelle bemerkt sie, dass die Praktika im Krankenhaus sie inhaltlich nicht sehr überzeugt haben, da sie fortwährend mit Reinigungsarbeiten beauftragt wurde. Besonders bedauert sie, dass sie in allen Praktika keine einzige Geburt sehen konnte. Allerdings veranschaulichte das Praktikum bei der Hebamme die vielschichtigen Facetten der Berufspraxis und prägte so den Berufswunsch nachhaltig. Auch hier gab die Hebamme innerhalb des Praktikums umfangreiche Tipps und Informationen zu Ausbildung und Inhalten weiter. Zusätzliche Informationen erhielt Frau Krone über den Tag der offenen Tür an der Hebammenschule und durch die gezielte Suche im Internet. Dort konnte sie sich umfangreiche Informationen zu Ausbildungsinhalten und -voraussetzungen einholen, welche zu zwei weiteren Praktika und zur forcierten Notenverbesserung in ausbildungsrelevanten Schulfächern führten. Frau Krone hat aber ihren Abiturabschluss nicht aufgrund bekannter Anforderungen der Ausbildung gemacht. Da weder ein Schulpraktikum noch schulisch vermittelte Kompetenzen und Qualifikationen Bezug auf das Berufsfeld der Hebamme nehmen, liegt es nahe, dass die schulische Sozialisation einen geringfügigen Einfluss auf die Berufswahlentscheidung hatte.

10.1.3 Zur Darstellung von Stamm

Auf die Frage wie Sandra Stamm zu ihrem Berufswunsch Hebamme gekommen ist, erwiderte sie, dass: „[...] nachdem meine Stiefmutter, quasi noch mal schwanger geworden ist [...] und ich hab das so intensiv miterleben dürfen, die ganze Schwangerschaft und die Geburt... [...] Von der Nachsorge-Hebamme war ich total begeistert und auch zu den Vorsorgen durfte ich so ab und zu mal mitgehen, was mir ja das total schmackhaft gemacht hat.“ (Stamm: S. 1/Z. 30-37). Auch bei Frau Stamm brachten die Schwangerschaft eines Familienmitgliedes, der Stiefmutter, und die unterstützende freiberufliche Hebamme ihren Berufswunsch bereits mit 14 Jahren hervor. Davor spricht sie von diversen typischen frühkindlichen Berufswünschen, bspw. Schauspielerin oder ähnlich wie Frau Krone, Tierärztin. Daher beruht auch bei ihr die Herausbildung des Berufswunsches Hebamme auf der familiären Sozialisation und auf den beruflichen Wirklichkeitserfahrungen, die Frau Stamm während eines Praktikums bei einer freiberuflichen Hebamme sammeln konnte: „[...] hab dann ein Praktikum privat in meinen Ferien, also ich war mehrere Wochen mit einer Hebamme unterwegs. Es war ja auch nicht jeden Tag, sondern alle zwei Tage. Und dann hab ich ein Praktikum auf ´ner Wochenstation gemacht, in Goslar im Krankenhaus. Ja war sehr interessant, [...] man hat ´nen ganz großen Einblick bekommen.“ (Stamm: S. 2/Z. 8-12). Dieses Praktikum, welches sie in ihrer Freizeit absolvierte, bewirkte eine nachhaltige, tiefergehende Begeisterung für den Beruf, was nicht zuletzt auch an der noch jungen Hebamme selbst lag. Schon während des Praktikums erhielt Frau Stamm über die Hebamme detaillierte Einblicke in die Berufspraxis und Informationen über die Ausbildungsinhalte, Anforderungen und Herausforderungen und so auch auf die Erlebnisse während der Ausbildung. Später folgte auch bei ihr noch ein weiteres Praktikum auf der Wochenstation in einem Krankenhaus, welches ähnlich wie bei Frau Krone durch passive Tätigkeiten prägend war. Auch Frau Stamm hatte während ihrer schulischen Sozialisation eher unspezifische Praktika bezüglich des Wunschberufes gemacht.

Im Übergang von der Schule in die Berufsausbildung war der Berufswunsch bei Frau Stamm bereits so fest verankert, dass sie keine Berufsalternativen in Erwägung zog: „[...] also ich hab mich auch nur für Hebamme beworben, mehr wollt ich nicht machen, das war dann also auch ganz fest in meinem Kopf verankert, genau das sollte es sein und das ist ja letztendlich zum Glück auch geworden.“ (Stamm: S. 4/Z. 33-35). Frau Stamm war so fest davon überzeugt, die Ausbildung zur Hebamme beginnen zu wollen, dass lediglich ein Freiwilliges Soziales Jahr als einzige Überbrückungsalternative in Frage kam. Hieraus lässt sich auch ihre Einstellung während und auch nach dem Bewerbungsprozess erkennen. Eigeninitiative, einen

starken Willen, eine hohe Bereitschaft zur umfangreichen Informationsbeschaffung und eine umfassende Vorbereitung auf das Bewerbungsverfahren ist für Frau Stamm die Grundvoraussetzung für den Erfolg bei der Ausbildungsplatzsuche. Dabei betont sie auch den Konkurrenzdruck zwischen den beiden Abiturjahrgängen, wobei sich hinsichtlich der Berufsausbildung Hebamme in Magdeburg 1300 Interessenten auf 15 Ausbildungsplätze bewarben. Trotz der wenigen Plätze und der Konkurrenzsituation bewarb sich Frau Stamm nur für diesen Ausbildungsberuf: *„Ich hab mich deutschlandweit beworben. 25 Bewerbungen waren es und von jedem kam zurück: nee, wir bevorzugen jetzt erst mal die Leute hier aus dem Bundesland. Magdeburg war das einzige, wo ich ein Vorstellungsgespräch hatte, ich war [...] ´nen Jahr vorher auch schon zum Tag der offenen Tür in der Schule und hatte da auch schon recht interessante Gespräche mit meiner jetzigen Lehrerin und den Schülerinnen [...].“* (Stamm: S. 6/Z. 20-24). Auch für Frau Stamm waren der Tag der offenen Tür der Hebammenschule und die von ihr eingeholten Auskünfte bei Schülerinnen und Lehrer wichtig für den Informationsgewinn zum Ausbildungsberuf in Magdeburg, jedoch fand sich diese nur teilweise in der Ausbildungsrealität wieder: *„Ja, bevor ich dahin gegangen bin hab ich mich gut ausgerüstet gefühlt. Als ich dann da war hab ich gemerkt, dass das alles nicht so war, also das ich’s mir anders vorgestellt habe [...].“* (Stamm: S. 11/Z. 23-24). Allerdings hat sie sich im Gegensatz zu Frau Ast und Frau Krone kaum über das Internet oder die Berufsberatung informiert. Frau Stamm berichtet zwar, dass sie Kontakt zu einem Berufsberater hatte, seine Hilfestellung aber nicht in Anspruch nahm, da sie bereits selbstständig den Bewerbungsprozess gestaltete. Daher hat auch bei ihr die Berufsberatung über das Arbeitsamt keine Rolle gespielt.

Heute hätte Frau Stamm im Hinblick auf die schulische Sozialisation gerne eine fachorientierte Schule besucht, die sie spezifischer und besser auf die Berufsausbildung zur Hebamme vorbereitet hätte. Dennoch finden ihrer Ansicht nach bestimmte schulische Kompetenzen, wie das Wissen aus dem Biologie- oder dem Lateinunterricht einen Nutzen in der Ausbildung. Zudem betont Frau Stamm den allgemeinen Wissensvorteil, den sie aufgrund ihres Abiturs besitzt. Das Abitur als höchsten allgemeinen Bildungsgrad zu erreichen war für sie selbstverständlich, aber nicht abhängig von den Voraussetzungen für die Berufsausbildung. Frau Stamm hätte auch mit einem Realschulabschluss den gleichen Ausbildungsberuf angestrebt, der aber nach ihrem heutigen Wissen aufgrund des Austrittsalters unzureichend ist, was sie vor allem mit der psychologischen Herausforderung begründet. Um dieser gerecht werden zu können und den Inhaltlichen Anforderungen

souveräner beizukommen, hätte sich Frau Stamm das Angebot eines Psychologiekurses bereits in der Schule gewünscht. Gerade hierin begründet sich die unsichere Selbstbeurteilung ihrer beruflichen Eignung: *„[...] ich mir teilweise nicht mehr so sicher, wenn ich meine ganzen Klassenkameradinnen sehe, ob ich da wirklich auch so gut sein kann wie die, [...] während der Ausbildung einfach...haben sich die Sichten total verschoben, also dieses Einfühlungsvermögen, klar das hab ich immer noch aber wenn man Psychologie im Unterricht hat ist das einfach ganz krass, was von einem abverlangt wird [...] ob man das wirklich so alles, von dieser psychologischen Seite hinkriegen kann, ist immer noch die Frage.“* (Stamm: S. 2/Z. 14-16; 18-20; 27-28). Insofern fokussiert Frau Stamm den psychologischen Aspekt in der Ausbildung als eine überraschende Herausforderung, die sie im Berufsalltag überwinden möchte: *„Besonders der, den ich den Frauen bieten muss oder sollte nach der Meinung unserer Lehrerin eben und ich halte, also ich halte schon ganz große Stücke auf sie. [...] es ist eben ganz doll schwer auch in diesem Klinikalltag, wo alles schnell gehen muss, wo man eigentlich keine Zeit hat [...] wirklich diese 100-prozentig beratende Tätigkeit auszuführen.“* (Stamm: S. 2/Z. 30-35). Dabei empfindet Frau Stamm besonders das Dilemma zwischen mangelnder Zeit und ausführlicher Beratung im Klinikalltag als eine positive Aufgabe, welcher sie mit der Ausgestaltung eigenverantwortlichen Handelns entgegenkommen will.

Wie bei Frau Krone, trennten sich auch bei Frau Stamm bereits in einer früheren Phase der familiären Sozialisation die Eltern. Auch sie empfand die Scheidung im Alter von 11 Jahren nicht schlimm, wozu das gute Verhältnis und der regelmäßige Kontakt zu beiden Elternteilen beitragen. Beide Elternteile lebten nach der Scheidung in neuen Beziehungen: *„Meine Mutter wohnt noch im selben Ort und da bin ich auch jeden zweiten Tag... [...] und die hat auch einen Freund, [...].“* (Stamm: S. 3/Z. 8-10). Frau Stamm lebte seit der Scheidung bei ihrem Vater und seiner neuen Frau, da er im Elternhaus wohnen blieb: *„Also ähm, meine Eltern haben sich scheiden lassen, da war ich 11. Das war jetzt aber auch nicht weiter schlimm, [...] Ich bin dann eben bei meinem Vater geblieben [...] mit meinem großen Bruder zusammen. Ähm, zwei Jahre später hat er eben nochmal ´ne Frau kennen gelernt, die auch dann bei uns mit eingezogen ist und meine Schwester mit in die Beziehung gebracht hatte, [...] dann haben sie irgendwann geheiratet, dann kam unser kleiner Bruder nochmal...aber kurz danach is´ er dann auch gestorben und dann [...] hab ich noch zwei Jahre [...] mit meiner Stiefmutter zusammen gewohnt, [...].“* (Stamm: S. 3/Z. 36-40; S. 4/Z. 1-3). Frau Stamm lebte nach dem Tod des Vaters 2004 bei ihrer Stiefmutter, um sie bei den aufwendigen Arbeiten auf dem Hof

unterstützen zu können. Sie betont, dass sie die Bezeichnung „Stief“ für die neuen Partner der Eltern als unpassend sieht, sodass man sagen kann, dass sie sowohl die Leiblichen als auch die Angeheirateten als Eltern definiert. Betrachtet man den Einfluss der Familienmitglieder, so wird deutlich, dass die Mutter einen Anteil zur Berufswahl im sozialen Sektor trägt: *„Dieses Soziale hab ich mehr kennengelernt, weil ich ganz oft bei ihr im Kindergarten war, also als ich auch schon größer war und hab mit den Kindern gespielt, aufgepasst.“* (Stamm: S. 4/Z. 30-32). So prägten bereits in der Kindheit und Jugend die Erlebnisse auf dem Arbeitsplatz von Frau Stamms Mutter, im Kindergarten, die beruflichen Wünsche und Vorstellungen mit, sodass sie denen der Mutter ähneln. Allerdings kann man bei den Berufsfeldern der Stiefmutter, gelernte Fliesenlegern, oder des neuen Partners der Mutter, Computerfachmann, keinen Einfluss erkennen.

Im Nachstehenden möchte ich den teilweise bereits offenbarten Einfluss der in der Sozialisation erworbenen kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen der Probandinnen im Prozess der Berufswahl zur Hebamme vergleichend darstellen. Im Anschluss findet das kulturelle Kapital eine erste und tiefergehende Betrachtung.

10.2 Zum Vergleich der Übergänge in die Berufsausbildung

Auf die Frage, wann und wie sich der Berufswunsch Hebamme manifestierte, antworteten alle drei Probandinnen ähnlich, entweder über eine Hebamme im Bekanntenkreis oder die Hebamme eines schwangeren Familienmitgliedes. Daraus folgt, dass der Berufswunsch Hebamme bei allen Probandinnen seit der Kindheit fest verankert ist. In jedem Fall war es der Kontakt zu einer Hebamme und ihrer Arbeit im Zuge der familiären Sozialisation, der das Interesse für den Beruf Hebamme bereits in der Kindheit herbeiführte. Ebenso spielte ein weiteres in der Sozialisation erworbenes soziales Kapital eine ausschlaggebende Rolle im Prozess der Berufswahl, jener Kontakt im Praktikum zu einer freiberuflichen Hebamme. Hier heben alle Drei den intensiven Einblick in die berufliche Praxis hervor, speziell die gewonnenen beruflichen Wirklichkeitserfahrungen und die Persönlichkeit der Hebamme überzeugten alle nachhaltig für die Berufswahl Hebamme. Das Praktikum auf der Wochenstation im Krankenhaus war für alle drei Probandinnen eine weitere Erfahrung bezüglich des üblichen Alltags in einem Krankenhaus, ihrer zukünftigen Ausbildungsstätte. Allerdings überzeugten die Praktika im Krankenhaus inhaltlich nicht, nur Frau Ast konnte im Zuge des Praktikums berufsrelevante Erfahrungen sammeln. Alle Probandinnen suchten sich selbständig ihre Praktika und absolvierten den Großteil, wenn nicht alle während ihrer Ferien,

in der Freizeit. So auch Frau Krone: *„Ich habe es in den Ferien gemacht, weil ich eben gewusst habe, dass es für die Ausbildung gut wäre, wenn man ein Praktikum vorher in dem Bereich gemacht hatte. [...], sodass man eben halt so in etwa weiß, wie die Atmosphäre dort ist, was vielleicht für Arbeiten dort anstehen und ja. Ich habe, [...], drei Praktika gemacht. Zwei in Krankenhäusern und eins bei einer freiberuflichen Hebamme.“* (Krone: S. 2/Z. 29-34). Daher hatte für keine der Probandinnen das von der Schule organisierte Praktikum Einfluss auf die Berufswahl, da sie zumeist berufswunschenspezifisch waren. Die Zielstrebigkeit der Probandinnen im Prozess der Berufswahlentscheidung zeigt sich deutlich im Streben nach umfangreichen Praxiserfahrungen, welche sie als Vorbereitung für die angestrebte Berufsausbildung deuten. Letztlich sind sie sich einig darüber, dass ein Praktikum die Chancen auf dem Ausbildungsmarkt verbessert, sowie eine der Grundvoraussetzung für die Berufswahlentscheidung, neben beruflicher Überzeugung, guten Noten, Eigeninitiative und Durchsetzungskraft darstellt. Frau Krone erklärt, dass: *„[...] Selbstbewusstsein und innere Stärke und Kraft... Das ist das was man braucht als Hebamme, weil es mental sehr anstrengend ist. Hebamme ist ja ein Beruf mit viel Geduld, die man mitbringen muss.“* (Krone: S. 3/Z. 19-21). Es erscheint geradezu plausibel, dass Frau Ast und Frau Stamm sich ausschließlich im Berufsfeld Hebamme beworben hatten, lediglich Frau Krone bewarb sich alternativ, jedoch unmotiviert und angeregt vom Berufsfeld der Eltern, als Versicherungsfachangestellte. Ernste berufliche Alternativvorstellungen, denen alle Probandinnen nicht nach gingen, fanden sich bei allen Probandinnen im medizinischen Sektor wieder, so kam für Frau Ast Medizin und für Frau Stamm und Frau Krone Tiermedizin in Frage. Schließlich sind die drei Probandinnen überzeugt, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Ihre Motivation war immerwährend Autonomie und Verantwortung im Beruf sowie Frauen bei der Schwangerschaft unterstützend zur Seite zu stehen.

Vergleicht man weiter die familiäre Sozialisation der Probandinnen wird deutlich, dass Frau Stamm und Frau Krone das Phänomen der Patchwork-Familie teilen. Bei beiden Probandinnen trennten sich die Eltern bereits in der Kindheit. Die Scheidung und auch die Akzeptanz der neuen Lebenspartner betonen beide Frauen als für sie problemlos. Stamm hegt ein intensives Verhältnis zu allen Familienmitgliedern, wobei Frau Krone von einem schwierigen Verhältnis zu ihrem leiblichen Vater spricht. Bei Beiden übten die neuen Familienmitglieder jedoch keinen Einfluss auf die Berufswahl aus. Vergleicht man weiter die Berufsbiografien aller Familienmitglieder der drei Probandinnen wird deutlich, dass die angestrebten Bildungsabschlüsse und Berufsbiografien am deutlichsten sich bei Frau Krone in

der familiären Sozialisation manifestiert haben. Frau Krones Eltern, als auch der Stiefvater haben den Bildungsgrad des Abiturs erreicht, wobei die Mutter einen Realschulabschluss mit einem Abitur in Russisch absolvierte. Auch ihr älterer Bruder strebte das Abitur an, scheiterte jedoch und arbeitet heute in seinem Ausbildungsberuf als Augenoptiker. Auffällig ist bei Frau Krone daneben, dass auch ihre bereits erwähnte Ausbildungsalternative das Berufsfeld der leiblichen Eltern widerspiegelt. Dazu kommt die Berufsbiografie der Mutter im Besonderen: *„Meine Mutter ist Verwaltungsfachangestellte. [...] Wollte früher auch Hebamme werden, aber es hat damals nicht geklappt. Also ist sie Krankenschwester geworden. Und jetzt ist sie Verwaltungsfachangestellte, arbeitet im Büro, telefoniert, arbeitet am Computer.“* (Krone: S. 4/Z. 20-23). Hier lassen sich klare Tendenzen über den Einfluss der Berufsbiografie von Frau Krones Mutter erkennen, die einen sozialisationsbedingten Ausgangspunkt für die Gestaltung der eigenen berufsbiografischen Richtungslinie aufweist. Bei Frau Ast ist der Einfluss der Berufsbiografie der Eltern deutlich geringer. Auch ihre Eltern erlangten das Abitur, beide studierten, wobei der Vater den Bildungstitel Diplomverwaltungswirt trägt und heute als selbständiger Unternehmer seine eigene Firma führt. Die Mutter legte ihr Staatsexamen als Grundschullehrerin ab. Im Vergleich zu Frau Ast und Frau Krone ist das Berufswahlverhalten von Frau Stamm konträr dem der Familie. Frau Stamms Eltern haben, wie auch ihre Geschwister, die schulische Ausbildung nach der Realschule beendet. Lediglich die Mutter hat nach ihrer Ausbildung studiert: *„Äähm, meine Mutter ist ja, normal wie das damals in der DDR eben war, zehn Jahre zur Schule gegangen und dann hat sie ´nen Studium gemacht und ist Erzieherin in ´nem Kindergarten. Mein Vater, auch normal zehn Jahre, hat ´ne Ausbildung zum Werkzeugmacher gemacht und hat dann auch in dem Beruf gearbeitet.“* (Stamm: S. 3/Z. 21-24). Frau Stamms Vater als Werkzeugmacher und ihr Bruder als Straßenbauer, wobei ihr Bruder heute im Tätigkeitsfeld Computertechnik agiert. Auch bei Frau Stamm kommt der familiären Sozialisation bezüglich der Berufsbiografie der Mutter eine hohe Bedeutung zu. So orientierte auch sie sich am Berufsfeld Erzieherin der Mutter. De facto hatten bei allen drei Probandinnen alleinig die Mütter einen Einfluss auf die beruflichen Wünsche und Wertvorstellungen, sowie auf das Berufswahlverhalten. Alle Mütter arbeiten beziehungsweise arbeiteten in einem sozialen Beruf. Frau Asts Mutter ist Grundschullehrerin, Frau Stamms Mutter ist gelernte Erzieherin und Frau Krones Mutter wollte selbst Hebamme werden und ist gelernte Krankenschwester. Der Einfluss von Frau Krones Mutter war vermutlich am intensivsten. Auch hinsichtlich der Bildungswege der Probandinnen lassen sich Parallelen zur Familie finden. Gering ist die Gemeinsamkeit nur bei Frau Stamm, da in ihrer Familie keiner die Schule mit dem Abitur abschloss. Das vermittelte kulturelle Kapital durch die Familie

umfasst letztlich das erreichte Maß an schulischer Bildung, also die Bildungsabschlüsse der Probandinnen. So ist auch eine Einheit im Vermittlungsprozess zwischen den Arbeitsanforderungen, der elterlichen Berufsbiografien und der sozialen Situation einerseits, und den psychosozialen Kompetenzen, den beruflichen Wünschen und Wertvorstellungen der Probandinnen andererseits, zu erkennen.

Eine sehr wichtige Informationsquelle war für Frau Ast und Frau Krone das Internet, insbesondere die Internetpräsenz ihrer heutigen Ausbildungsschule stellt eines der Hauptinformationsmedien dar. So äußert sich Frau Ast: *„Ähm, ich habe mich im Internet informiert, was die Hebammenschule Magdeburg voraussetzt und wie die Ausbildung strukturiert ist, was für Fächer auf dem Stundenplan stehen, wo man überall eingesetzt ist [...] Ich war allerdings auch zum Informationstag, also zum Tag der offenen Tür, und dort gab’s dann auch eine Broschüre und da habe ich mich auch mit der Lehrerin unterhalten und [...] mit Schülerinnen, die damals zweites Ausbildungsjahr waren, [...]“* (Ast: S. 9/Z. 5-11). Für alle Probandinnen waren der Tag der offenen Tür der Hebammenschule und die Unterredungen mit Schülerinnen und Lehrern wichtig für den Informationsgewinn zu Lehrplan und Ausbildungsgestaltung und -voraussetzungen, Praktika sowie mentalen und schulischen Anforderungen in Magdeburg. Dennoch bemerken Frau Krone und Frau Stamm, dass die Ausbildungsrealität eine andere war, als jene die sie über die Beratung vermittelt bekamen. Die Berufsberatung über das Arbeitsamt hingegen spielte für alle Probandinnen keine Rolle. Die Kontakte zur Berufsberatung waren zumeist enttäuschend, unzureichend oder nicht aussagekräftig. Alle drei Probandinnen haben nach umfangreichen Recherchen im Internet und dem Tag der offenen Tür an der Hebammenschule ihren schulischen Werdegang bewusst auf die ihnen bis dahin bekannten schulischen Anforderungen der Berufsausbildung ausgerichtet. Frau Krone dazu: *„Ich habe mich natürlich in der Schule in bestimmten Fächern mehr angestrengt. [...] Mathe und Deutsch wurde gefordert und Biologie. [...] Da wusste ich schon, dass das wichtig ist und dass ich mich in den Fächern anstrengen sollte.“* (Krone: S. 7/Z. 7-13). Jedoch haben Frau Krone und Frau Stamm, abweichend zu Frau Ast, ihre schulische Laufbahn nicht speziell an sozial- und gesundheits-orientierte Berufe angepasst oder gar ihren Abiturabschluss anlässlich des Ausbildungswunsches absolviert. Frau Krone und Frau Stamm waren auf einer Sekundarschule, bevor sie auf ein Gymnasium wechselten. Frau Stamm zu ihrer schulischen Laufbahn: *„Ähm...war mir eigentlich immer klar das ich aufs Gymnasium gehen wollte, [...] Siebente war ich aber Sekundarschule, zwei Jahre das war dann quasi diese Orientierungs- und Entscheidungsstufe und danach bin ich bis zur 13.*

aufs Gymnasium gegangen und hab mein Abitur gemacht.“ (Stamm: S.3/Z. 3-7). Im Zuge der schulischen Sozialisation erreichten alle drei Probandinnen die allgemeine Hochschulreife als höchsten allgemeinbildenden Schulabschluss. Jedoch sei hier auf das Fachabitur von Ast verwiesen, als alternativer fachspezifischer Schulabschluss. Stamm spricht vor dem Hintergrund von bereits gewonnenen Erfahrungen im Zuge der Sozialisation durch den Beruf (Berufsausbildung), dass eine fachorientierte Schule sie fachspezifischer auf die Berufsausbildung zur Hebamme vorbereitet hätte: *„Es gibt ja so bestimmte Fachhochschulen, die dann so ´ne gesundheitsorientierte Ausbildung anbieten. Das fehlt natürlich bei ´nem ganz normalen Abschluss absolut, da haste gar nichts davon, ja doch das wär für mich denk ich günstiger gewesen. [...] Aber da hab ich mir damals keine Gedanken drüber gemacht, seh´ ich jetzt erst im Nachhinein so, [...].*“ (Stamm: S. 7/Z. 30-34). Lediglich Ast besuchte solch eine Fachhochschule für Gesundheit und Soziales. In Bezug auf das kulturelle Kapital hat Frau Ast ihre schulische Ausbildung bereits nach der zehnten Klasse auf einem Gymnasium auf die angestrebte Ausbildung zur Hebamme angepasst. Ihr Fachabitur absolvierte Frau Ast im Bereich Gesundheit und Soziales, um eine spezifische Verbindung von Theorie und Praxis, und ferner die damit verbundenen fachspezifischen Qualifikationen und Kompetenzen zu erlangen. So hatte Frau Ast sich als Einzige bereits Jahre vor Ausbildungsbeginn für die Ausbildung qualifizieren wollen und so bewusst den Weg über das Fachabitur geplant. So liegt es nahe, dass sie anfangs einen erheblichen Wissensvorteil gegenüber ihren Klassenkameradinnen empfand. Daher wird für Frau Ast auch das Fachabitur zu einer weiteren Grundvoraussetzung für den Antritt der Berufsausbildung. Da bei Frau Krone und Frau Stamm weder ein Schulpraktikum noch schulisch vermittelte Kompetenzen und Qualifikationen Bezug auf das Berufsfeld der Hebamme nehmen, liegt es nahe, dass die schulische Sozialisation geringfügigen Einfluss auf die Berufswahlentscheidung bei Frau Krone und Frau Stamm hatte. Dennoch berichten sowohl Frau Krone als auch Frau Stamm, dass sie sich durch die Lernsituationen während des Abiturs und das erworbene umfangreichere Wissen besser auf die Ausbildung vorbereitet fühlen. Frau Stamm bemerkt: *„Ja... ähm der Realschulabschluss wird ja wissenstechnisch viel früher abgebrochen als das Abitur. [...], nicht in allen Fächern, aber wenn ich an Biologie gerade, Anatomie [...] ich hab, gerade im ersten Ausbildungsjahr hab ich ganz oft in meinen alten Biohefter gucken können, [...].*“ (Stamm: S. 10/Z. 24-26; 32-33). Das Erreichen eines höheren allgemeinen Bildungsgrads interpretieren die Probandinnen als einen besonderen Vorteil an der ersten Schwelle zur Ausbildung. Alle geben an, dass sie sich auch mit einem Realschulabschluss beworben hätten, dennoch betonen sie, dass das Abitur gerade in Anbetracht der zwei

Abgangsjahrgänge ein sicherer Bildungsgrad (als der Realschulabschluss) im Bewerbungsprozess ist. Frau Stamm behauptete dazu, dass sie lediglich von der Anforderung der mittleren Reife als Eingangsvoraussetzung ausging und daher anfangs gar nicht weiter über höhere Anforderungen oder gar Konkurrenzdruck nachdachte. Frau Ast geht sogar soweit und behauptet, dass sie mit einem Realschulabschluss schon allein aufgrund der hohen Bewerberzahlen nicht genommen worden wäre. Weiter betont Frau Ast, aber auch die anderen Probandinnen übereinstimmend, dass die Realschulabgänger zu jung sind für die Anforderungen, Herausforderungen und die Verantwortung, welche während der Ausbildung auf sie zukommen. *„Ich denke schon, [...], dass schwierig sein kann wenn man noch sehr jung anfängt. Also ich denke mal gar nicht so, das es vom Intelligenzquotienten abhängt, sondern auch einfach vom Alter. [...] Also man sieht Sachen, die nicht einfach sind und die auch nicht einfach zu bewältigen sind, die auch mit 20 schwer zu bewältigen sind. Und da denke ich mal aus diesem Aspekt heraus, dass man dann doch ein gewisses Alter mitbringen muss [...].“* (Ast: S. 6/Z. 33-39; S. 7/Z. 1). Auch Frau Krone und Frau Stamm messen der durch das Abitur erworbenen Reife einen hohen Stellenwert für die Ausbildung bei. *„Wenn ich überlege, dass ich ´n Realschulabschluss gemacht hätte und dann mit 16 diese Ausbildung angefangen hätte, glaub ich nicht, dass ich damals stark genug gewesen wäre, um lange genug dabei zu sein. [...] Ja die Anforderung, die tägliche Arbeit, die riesen Verantwortung die man hat, mit 16 schon ´ne Frau zu betreuen, [...] wo man noch viel zu viel mit sich selber beschäftigt ist, in seiner Pubertät steckt.“* (Stamm: S. 10/Z. 8-18). Alle Probandinnen empfinden den Beginn der Berufsausbildung mit einem Realschulabschluss nicht nur aufgrund des Alters als Nachteil. Ein weiterer Faktor ist die im Abitur erworbene Lernkompetenz, Selbständigkeit und Eigenverantwortung die insbesondere nach Frau Krones Aussagen zu einem erheblichen Vorteil in der Ausbildung führen: *„[...] wenn ich auf der Realschule gewesen [...] Da hättest ´e vielmehr so ´n harten Übergang, ein anderes Leben. Und wenn du vorher schon Abitur gemacht hast, du musstest lernen, musstest dich hinsetzen und musstest was dafür tun und so ging´s in der Ausbildung weiter. Du bist besser vorbereitet.“* (Krone: S. 14/Z. 20-26). In dieser Aussage haben es Realschulabgänger aufgrund ihres Alters und der damit verbundenen unausgereiften persönlichen Entwicklung sowie ihrer Wissensdefizite aufgrund des niedrigeren Bildungsgrades schwerer in der Ausbildung als Abiturienten. Obwohl Frau Krone eindringlich darauf hinweist, dass Realschulabsolventinnen durchaus in der Lage sind den geistigen und inhaltlichen Anforderungen gerecht werden können, jedoch ist die Herausforderung besonders zu Beginn größer. Frau Krone und auch die anderen Probandinnen beziehen sich hier auf die Tatsache,

dass sich in ihrem Ausbildungsjahrgang ausschließlich Schülerinnen mit einer allgemeinen Hochschulreife oder Fachhochschulreife befinden: *„Also ich denke, wenn du Abitur hast, ist schon förderlich und wie gesagt in unserer Klasse sind nur Abiturienten. [...] Und ich denke, dass wir von allen Kursen bis jetzt die stärkste Klasse sind, [...] Es gibt keinen, der so richtig schlecht ist und es gibt keinen der nur Einsen schreibt.“* (Krone: S. 13/Z. 33-40). Der Konsens bezieht sich auf den Noten- und Lernvorteil in der Ausbildung der Schülerinnen mit einem Abiturabschluss, woraus der Auffassung aller Probandinnen ihr Jahrgang der Leistungsstärkste Kurs ist. Die Ausdehnung der allgemeinen Schullaufbahn führt so zu einem Selbstverständnis im Umgang mit der Aneignung von Bildung.

Hinsichtlich der Ausbildungsvergütung sind alle drei Probanden zufrieden: *„Zur Vergütung ist es so, dass wir im ersten Jahr glaube ich 445 Euro Netto verdient haben, ähm im zweiten 485 Euro netto und im dritten kommen denke ich mal so 20 bis 30 Euro dazu. Also es steigert sich, je mehr man kann, desto mehr verdient man.“* (Ast: S. 8/Z. 37-38; S. 9/Z. 1-2). Im Berufswahlentscheidungsprozess artikulieren Frau Ast und Frau Stamm, dass der Aspekt des ökonomischen Kapitals von keiner Bedeutung war. Lediglich bei Frau Ast führte eine kurze Phase der Unsicherheit während der Ausbildung zu einer erstmaligen Bewertung der finanziellen Vergütung mit dem Ergebnis, dass die Vergütung zu gering für den Arbeitsaufwand und der ihr innewohnenden Verantwortung ist. Dem entgegengesetzt war für Frau Krone das ökonomische Kapital von Beginn an von Bedeutung. Im Zuge der Sozialisation durch die Berufsausbildung stellt auch Frau Krone das unausgeglichene Verhältnis von Arbeitsaufwand und Verantwortung zur finanziellen Entlohnung von Hebammen fest: *„Aber später, wenn du [...] als Hebamme arbeitest ist es mickriges Gehalt. [...] Für die Arbeit, die man eigentlich hat, den Aufwand, den man hat sowohl freiberuflich, als auch wenn du in einer Klinik arbeitest, steht in keinem Verhältnis. Ich glaube du Verdienst vielleicht 1300 Euro oder so und für die Verantwortung, die du da auch einfach hast.“* (Krone: S. 8/Z. 22-27). Um dieser Verantwortung auch vollständig und nach eigenen Ansprüchen gerecht werden zu können planen alle Probandinnen, nach der Ausbildung umfassende Erfahrungen in der Klinik zu sammeln. Fragt man letztlich nach der Gestaltung der beruflichen Zukunft, begründen Frau Ast und Frau Krone diese in der Ausformung und Vertiefung erlernter Techniken während der ersten Berufsjahre, um so gewissenhaft und sicher in die Freiberuflichkeit überzugehen. Frau Krone zur beruflichen Zukunftsvorstellung: *„Weil Hebamme auch ein Beruf ist, der auf Erfahrung basiert. [...] Und die hast du nicht, wenn du drei Jahre Ausbildung in der Klinik gemacht hast. [...] Und auch einfach das Wissen*

hast du noch gar nicht. Ich denke nicht, dass ich die Kompetenz habe gleich freiberuflich zu arbeiten. Deswegen denke ich mir für mich selbst, dass ich erst mal im Krankenhaus arbeiten möchte, um Erfahrungen zu sammeln.“ (Krone: S. 15/Z. 30-36). Auch Frau Stamm möchte vorerst erlernte Techniken und Wissen nach der Ausbildung ausformen und vertiefen, um danach das Studium zur Hebamme anzustreben. *„Ich würd ganz gern einfach arbeiten gehen, zwei, drei Jahre das Studium anfangen und dann auch nicht allzu lange Zeit lassen mit ´nem Kind [...] auf jeden Fall sollen es erst mal ein, zwei Jahre, [...] in ´ner Klinik sein, um ´ne gewisse Professionalität... [...] Routine zu bekommen, [...].*“ (Stamm: S. 12/Z. 32-37). Frau Stamm möchte sich nicht unbedingt wie Frau Ast und Frau Krone in eine Richtung spezialisieren, sondern vielmehr in die Forschung gehen. In beiden Zitaten lässt sich eine Unsicherheit in Bezug zum selbständigen Arbeiten erkennen, die vermutlich durch unzureichende Berufserfahrung zu diesem Zeitpunkt ihrer Ausbildung begründet ist, und der Wunsch nach persönlicher Verwirklichung und beruflichen Fortschritt. Alle drei Probandinnen empfinden ihre beruflichen Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, die für das Praktizieren der Berufsrolle Hebamme notwendig sind, als noch nicht ausgereift. Die Ursachen für die Wahrnehmung von Frau Ast, Frau Krone und auch teilweise von Frau Stamm, momentan einer autonomen Beschäftigung mit der ihr innewohnenden beruflichen Professionalität und Selbständigkeit noch nicht gewachsen zu sein, liegen wahrscheinlich in der über die familiäre und berufliche Sozialisation verinnerlichte Gewissenhaftigkeit und in der verantwortungsvollen Wahrnehmung des Berufes Hebamme, sowie in sozialisationsbedingten Handlungs-, Denk- und Wahrnehmungsmustern. Daher ist eine Unsicherheit hinsichtlich des autonomen Arbeitens erkennbar, die vermutlich durch unzureichende Berufserfahrung zu diesem Zeitpunkt ihrer Ausbildung begründet ist, welche aber zeitgleich mit dem Wunsch nach beruflicher Freiheit durch Selbständigkeit konkurriert. Die von Geburt an vorhandenen Handlungsnormen und Wertvorstellungen, welche im Zuge der Sozialisation für und durch den Beruf (Berufsausbildung) erweitert werden, dienen dem Erwerb optimaler beruflicher Qualifikationen und Kompetenzen. Die ausgebildeten Wertmodelle und Orientierungen, ausgereift durch die im betrieblichen Arbeitsprozess vermittelten Erfahrungen, die das Verhältnis der Erwerbstätigkeit gegenüber Arbeitsinhalten, betrieblichen Bedingungen und Arbeitsresultaten konkretisieren, bilden später die Basis für eine Integration in das Beschäftigungssystem. Bei Frau Krone und Frau Stamm war die Auseinandersetzung mit dem psychologischen Aspekt der Ausbildung eine tiefgreifende Erfahrung, die letztlich zur Integration in das Arbeitsumfeld und in die Berufsrolle Hebamme führten. Frau Krone fokussiert dabei insbesondere die Hierarchie und Stamm den

psychologischen Druck ausgehend von der Betreuung der Ausbildung. Beide sehen diesen Druck jedoch als Herausforderung, die sie bereits im Zuge der Sozialisation durch die Berufsausbildung zu bewältigen suchen. So gewinnt die Sozialisation für den Beruf Hebamme an Bedeutung für die Erweiterung der persönlichen Handlungsfähigkeit und Lebensplanung. Die selbständige Ausgestaltung ihrer Biografie, die alle drei Probandinnen planvoll über Praktika entwickelten und im Zuge der Schulausbildung verfolgten sowie das Beurteilen von beruflichen Zukunftsperspektiven und -chancen basieren letztlich auf in der Sozialisation gewonnenen Erfahrungen und bilden so den Ausgangspunkt für die Gestaltung der Berufsbiografie zur Hebamme.

11 Kapitalbesitz und Anlagestrategien – Zum Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping bei der Berufswahl

Um der ersten Forschungsfrage nach dem Verhältnis von kulturellem Kapital und dem sozialem Kapital bzw. des Einflusses von Gatekeepern bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme in Magdeburg nachzugehen, erscheint es zu Beginn sinnvoll diese in den aufgezeigten biografischen Entscheidungen zu identifizieren und ihre Mittlerrolle zwischen den Einstellungen, Fähigkeiten, Wünschen sowie Zielen der Probandinnen und den organisationalen Anforderungen, Werten sowie Zielen herauszustellen. Das soziale Kapital bzw. der Gatekeeper bietet hier für die Probandinnen den Zugang zu den sozialen Lebenskomponenten in Form von Anerkennung, Hilfestellungen oder Zugang zum Arbeitsplatz Hebamme. Gatekeeper arrangieren den Übergang zur Berufsausbildung immer vor dem Hintergrund der individuellen Kompetenzportfolio der Probandinnen, wobei der Fokus neben individuellen Eignungen und Neigungen insbesondere auf dem kulturellen Kapital in Form von Zeugnissen liegt. Das kulturelle Kapital bildet so zumeist die Basis jeder Entscheidung. Ausgangspunkt dieser Analyse liegt klar in der Betrachtung ausgehend von den Probandinnen, wobei ihre Anpassungsprozesse an neue Anforderungsstrukturen oder auch ihre rationale und biografische Entscheidungen und Handlungen in Bezug und auf der Basis der Beziehung zum Gatekeeper analysiert werden.

Zunächst sollen Gatekeeper und Gatekeepingsituationen identifiziert werden und nach dem vorgestelltem vier-Typen-Konzept von Behrens und Rabe-Kleberg kategorisiert werden. weggehend soll herausgestellt werden, in welchen Institutionen sich die genannten Gatekeeper verorten lassen und zu welchem Zeitpunkt im Übergang zur Berufsausbildung sie in Aktion traten. Um ferner die Bedeutung von Gatekeepern für die mannigfachen Strukturen

des Lebenslaufes zu entfalten, sollen diese dazu in Relation zueinander gesetzt werden. Von besonderem Interesse sind vor allem der Einfluss von Gatekeepern, ihre Hilfestellungen und ihre Beurteilungen unter Berücksichtigung vorhandener kultureller, sozialer oder ökonomischer Ressourcen der Probandinnen auf die Berufswahlentscheidung zur Hebamme. Zumeist sind in essenziellen Entscheidungen ausgehend von den Peer-Groups bis zu den Gutachtern, alle vier Typen, involviert, die sich wechselseitig aufeinander beziehen. Die Primärgruppe umfasst Familienangehörige, den Lebenspartner, Freunde oder Verwandte und wird der erste Gegenstand der Gatekeeper-Untersuchung.

Biografisch trat bei allen drei Probandinnen bereits in der Kindheit erstmals die Hebamme eines Familienangehörigen als Gatekeeper für die Berufswahl in Erscheinung. In dieser Phase der vorberuflichen Sozialisation spielte der Gatekeeper Hebamme viel mehr eine Mittlerrolle zum Berufsfeld, als dass er die kulturellen, sozialen oder gar ökonomischen Ressourcen der Probandinnen beurteilte. Eher betonten alle Drei, dass das Auftreten in ihnen Begeisterung hervorrief und erstmalig ein ausgeprägtes Interesse für diesen Beruf weckte. Zudem übernahm die Hebamme bei Frau Ast eine Vermittlung zu einem Praktikum und eröffnete ihr dadurch tiefgehende Einblicke in den beruflichen Alltag der Hebammen im Krankenhaus. Bei Frau Krone und Frau Stamm war es vielmehr die freiberufliche Hebamme im Praktikum, die ihnen berufliche Wirklichkeitserfahrungen eröffnete und so den Weg zur Ausbildung grundlegend mitgestaltete. Frau Krone über den Einfluss der freiberuflichen Hebamme im Prozess der Berufswahlentscheidung: *„Und die freiberufliche Hebamme hat [...] mich auch psychisch darauf vorbereitet. Nicht nur, dass sie mir die Kurse gezeigt hat, nur bei den Kursen dabei war und theoretisches gelernt hab´. Sie hat mir eben auch ganz viel erzählt, wie die Ausbildung abläuft und das ich eben an meine Grenzen teilweise stoßen werde. [...] Wir hatten nach dem Praktikum auch noch ein bisschen Kontakt, also sie hat sich informiert, wie es mit der Ausbildungsplatzsuche läuft und sowas alles. Ja und mir immer noch weiter Tipps gegeben.“* (Krone: S. 10/Z. 26-35). Bei Frau Stamm engagierte sich die freiberufliche Hebamme sogar soweit, dass sie den Eintritt in das Praktikum in einem Krankenhaus in Goslar ermöglichte: *„[...] sie mir hat mir auch ganz viel von ihrer Ausbildung erzählt und hat immer gesagt: Sandra, wenn du Hebamme werden willst dann musst´e es durchziehen [...]. Und ich bin da halt wirklich mehrere Wochen und immer wenn´s wieder ne neue Nachsorge [...], also auch während der Schulzeit, wenn sie das dann auf nachmittags legen konnte, hat sie das extra wegen mir auch nachmittags gemacht. Und ja, hat mir dann auch das Praktikum in Goslar organisiert, was recht schwer zu kriegen ist.“* (Stamm: S. 5/Z. 18-26). Letztlich war

bei allen drei Probandinnen eine Hebamme der Ausgangspunkt für das Interesse am Beruf und weiter eine Hebamme jene die beruflichen Alltag vermittelte und den Weg in den Beruf ebnete.

Ein wesentlicher Einfluss geht zumeist von den Eltern, als Angehörige der Primärgruppe, aus. So bekräftigen alle Probandinnen, dass die Hilfestellungen sowie der Einfluss im Übergang zur Berufsausbildung ausgehend von den Eltern elementar waren, wobei jener ausgehend von der Mutter akzentuiert wurde. Frau Krone betont die besondere Stellung ihrer Mutter im Prozess der Berufswahl wie folgt: *„Es waren alle sogar ganz begeistert davon, aber die meiste Unterstützung habe ich dann doch von meiner Mutti erfahren. [...] Sie hat mich da immer weiter gebracht und geholfen und gemacht und getan. Natürlich auch von meinem Vater, also das auch. Der stand auch voll dahinter [...]. Bei meinem Freund genauso, der weiß halt auch das mir daran ganz, ganz viel dran liegt und das ich dafür ganz viel kämpfen muss.“* (Krone: S. 11/Z. 4-9). Die Intension der umfangreichen Hilfestellungen von Frau Krones Mutter liegt weitestgehend im eigenen Interesse am Beruf Hebamme und am Gelingen der beruflichen Verwirklichung der Tochter. So unterstütze Frau Krones Mutter sie bei der Suche nach Praktika und informierte sich zudem über Möglichkeiten und Inhalte zum Beruf. Auch Frau Stamms Mutter war begeistert von der Berufswahl ihrer Tochter. Sie verfolgte bei ihren Hilfestellungen hinsichtlich der Suche von Informationen, dem Finden von Praktika und das Schreiben von Bewerbungen die Absicht, dass ihre Tochter ihren Wunschberuf realisieren kann, ferner auch, dass sie überhaupt Integration in den Ausbildungsmarkt findet: *„Ja meine Mutter hat wie gesagt, ganz viele Bewerbungen mit mir geschrieben. Dann hat sie im Internet immer ganz viel gesucht, mich zu den Treffen mit meiner Hebamme gefahren, [...], mir immer gesagt, dass sie auch an mich glaubt, ja warum auch immer. Auch wenn sie sich nicht hätte vorstellen können, dass ich das schaffe. Und ist für mich da gewesen. Und meine Stiefeltern, ja da war ich eigentlich [...] nicht, [...] einfach weil ich's nicht gebraucht habe und das auch niemals zur Debatte stand.“* (Stamm: S. 9/Z. 17-23). Wobei die Ängste der Mutter von Frau Stamm, die Hürde des Eintritts in die Berufsausbildung nicht zu schaffen, eher auf die schulischen Leistungen abzielten. Trotz gutem Abiturabschluss hatte sie Zweifel, da auch ihr die Lage auf dem Arbeitsmarkt und zudem die geringe Ausbildungsplatzanzahl bekannt war, die Selbstzweifel von Frau Stamm taten ihr übriges: *„[...] sie meinte: Mensch Abi nur 2,4 und so. Ich mein' da war sie auch immer ganz stolz drauf, also das mit dem Abi und so. [...] Ja sie dachte einfach, da muss man besser sein in der Schule und nachdem ich ihr von meinem [...] vermeidlich verpatzten*

Bewerbungsgespräch erzählt hab. Ja!“ (Stamm: S. 9/Z. 2-6). Frau Stamms Mutter argumentiert hier eindeutig auf der Basis von Zugangskriterien, dem Bildungszertifikat ihrer Tochter, und bewertet als Einzige das kulturelle Kapital ihrer Tochter. Frau Ast bestätigt auch, dass ihre Eltern, insbesondere ihre Mutter einen großen Anteil am Erstellen von Bewerbungsunterlagen, wobei Frau Asts Vater nach ihren Aussagen eine passivere Rolle einnahm. Im Bewerbungsprozess schaltete Frau Asts Mutter sogleich eine Bekannte, eine Steuerberaterin, zur Unterstützung und Ermunterung hinsichtlich der Gestaltung der Bewerbungsunterlagen und des Verhaltens im Bewerbungsgespräch ein. Zudem erhielt sie von ihren Eltern sehr viel Zuspruch für die Entscheidung zur Berufsausbildung Hebamme, die ihr auch Unsicherheiten sowie Ängste nahmen, Halt und Sicherheit gaben und die Berufswahl ihrer Tochter durchaus als positiv zu ihrer Persönlichkeit passend bewerteten: *„Ähm von meinen Eltern habe ich, von beiden, viel Zuspruch bekommen. Also meine Eltern haben nicht bestimmt, dass ich studieren sollte, was ich nicht will. [...], weil sie sagen halt, dass ist der Beruf, der zu mir passt. Das es gerade wirklich dieses Einfühlungsvermögen ist, was ich habe und das ich schon immer gut mit Menschen zusammenarbeiten [...].“* (Ast: S. 5/Z. 35-39). Durch das Verhalten von Frau Asts Eltern im Zuge des Berufswahlentscheidungsprozesses war sie, wie auch Frau Stamm, fähig ihre Wahl autonom, ohne tiefgreifende Fremdeinwirkungen, zu treffen. Bei Frau Krone verlief diese Entscheidung unter der Autorität der Mutter. Zu einer Phase favorisierte sie sowohl Hebamme, als auch Tiermedizin, wobei, wie schon zuvor skizziert, Tiermedizin aus Kostengründen und nicht zuletzt wegen der Einstellung der Mutter verworfen wurde: *„Bei meiner Mutter war es dann schon etwas anders, das war dann eben das wo sie gesagt hat... ja und Tiermedizin, wer soll das bezahlen. So eben doch dann dieses... das andere eben ein bisschen runter reden, weil Hebamme ist eben ein schönerer Beruf.“* (Krone: S. 12/Z. 11-14). Aber nicht desto trotz erhielt sie in Bezug zur Ausbildung zur Hebamme umfassende Beistand von der ganzen Familie und vom Lebenspartner. Diese Unterstützung vom Lebenspartner kam Frau Ast nicht zugute. Er akzeptierte zwar ihr Vorhaben, bot ihr aber nicht die gewünschten Halt: *„Also, er hat zwar gesagt, dass ich das machen soll und er das gut findet, aber dadurch dass ich sowieso weggehen musste haben wir darüber nicht viel gesprochen. Es war klar, dass es so ist und letztendlich unterstützt hat er mich nicht. War schwierig, [...] Ich habe mich dafür entschieden und gehe meinen eigenen Weg und das war für mich dann auch wichtiger.“* (Ast: S. 6/Z. 13-17). Auch in der schwierigen Situation der Neuorientierung mit der Gewissheit von zwischen-menschlichen Einschnitten, blieb Frau Ast ihrer Geradlinigkeit bezüglich ihres Berufswunsches treu.

Die Gatekeeper der Organisationszugehörigen, wie bspw. der Geschäftsführer, die Arbeitskollegen, die Lehrer oder aber auch die Mitschülerinnen, lässt sich als Einflussgröße für die Berufswahlentscheidung nur vereinzelt finden. Genannt werden hier vorwiegend die Krankenschwestern und Hebammen während der Praktika und die Schülerinnen und Lehrerinnen, indirekt auch die Internetpräsenz der Hebammenschule in Magdeburg. Frau Ast nennt in diesem Zusammenhang, dass die Hebammen ihr im Praktikum ermöglichten eine Geburt und einen Kaiserschnitt zu sehen, was sie sehr auf ihre Entscheidung auswirkte. *„Also ich habe dann das Praktikum auf dieser Wochenstation im Kreißsaal gemacht. [...] Ich konnte eine Geburt sehen, ich konnte einen Kaiserschnitt sehen, was für mich wichtig war. Das denke ich mal, sind Grundvoraussetzungen, um die Berufswahl wirklich treffen zu können.“* (Ast: S. 3/Z. 24-28). Frau Ast deutet diese Erlebnisse im Praktikum als Grundvoraussetzung für die Berufswahlentscheidung, da ihrer Ansicht nach nur derjenige eine gewissenhafte Entscheidung treffen kann, der die berufliche Wirklichkeit mit allen Facetten erlebt hat.

Das Bewerbungsgespräch ist eine besondere Situation im Übergang in die Berufsausbildung. An dieser Schwelle trafen die Gatekeeper ihre Entscheidungen über das berufliche Fortkommen der Probandinnen, angesichts vorhandener Zugangskriterien, wie kultureller Ressourcen, dem Alter oder persönlicher Eignungen und Fähigkeiten. Besonders Frau Krone und Frau Stamm betonen die Wichtigkeit des Vorstellungsgespräch, dabei hebt Frau Stamm weiter die Belastungssituation des Gesprächs hervor: *„Das Bewerbungsgespräch wurde damals von unsere Direktorin geführt, [...] Und daneben saß die leitende Hebamme aus Olvenstedt, [...]“* (Stamm: S. 6/Z. 34-38). Diese Gatekeeper-Situation hatte Frau Stamm irritiert, gerade aufgrund der Kürze des Bewerbungsgesprächs und der Art der Fragen, die mit ihrer Erwartungshaltung divergierten, führten letztlich dazu, dass sie die Entscheidung der Gatekeeper anders einschätzte. In dieser Erwartung agierten die Schuldirektorin und die leitende Hebamme für Frau Stamm als sogenannte Gatecloser, was durch die spätere Zusage für die Ausbildung in Magdeburg negiert wurde.

Die letztgenannte Gruppe der Organisationsrepräsentanten, wie Mitglieder der Personalabteilung, wird nur von Stamm als Einflussgruppe genannt.

Fragt man schließlich nach dem Einfluss von objektiven Gutachtern wie der Beratungsstellen, dem Berufsinformationszentrum, so äußern sich alle drei Probandinnen, dass diese keinen

Einfluss auf die Berufswahl hatte. Frau Ast und Frau Krone nutzten das Angebot gar nicht bzw. cursorisch. Beide Beurteilten nach Beratungserfahrungen von Mitglieder der Peer-Group, wie Freunde und Bekannte und empfanden das Internet als bessere Beratungs- und Informationsquelle: „[...] *da ich von Freunden und Bekannten, die dann beim Arbeitsamt waren und diese Beratungsgespräche da gesucht haben, viel negatives hörte, muss ich ganz ehrlich sagen, habe ich mich lieber dazu entschieden. [...] und zur Hebamme konnten sie einem nicht viel erzählen.*“ (Ast: S. 4/Z. 16-20). Frau Stamm war die einzige die zunächst das Vermittlungsangebot wahrnahm, aber auch sie organisierte den Übergang letztlich selbständig und ohne den Einfluss der Berufsberatung. Alle drei Probandinnen urteilten, dass die Berufsberatung nicht in der Lage war, aufgrund fehlenden Wissens, spezifisch zum Berufsfeld Hebamme zu beraten. So ersparte sich Frau Ast gänzlich den Weg: „[...] *aber letztendlich was es heißt Hebamme zu sein, hat keiner was zu gesagt. [...] Es wissen nicht viele Leute viel drüber. Ja und deswegen bin ich nicht hingegangen, muss ich ganz ehrlich sagen. Also ich habe mich von den Erfahrungen meiner Freundin leiten lassen [...].*“ (Ast: S. 4/Z. 20-24).

Nun gilt es die erste Forschungsfrage zu klären. Im Verlaufe der Interviews habe ich allen drei Probandinnen die Frage nach dem Verhältnis des Schulabschlusses und der genutzten Beratung und ihnen zukommender Hilfestellungen während der Entscheidungsphase gestellt, die nachstehend vorerst bezugnehmend auf die Probandinnen und später vergleichend geklärt werden sollen.

Beim Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping bei ihrer Berufswahlentscheidung betont Frau Ast immer wieder die Bedeutung ihrer Mutter und auch der Hebammen, im und außerhalb der Praktika. Dabei stellt sie den Einfluss des Bildungsgrades zurück. Die Schule wird von Frau Ast nicht direkt als Gatekeeper-Instanz identifiziert, vielmehr verbindet sie mit ihr die allgemeine Wissensvermittlung, welche erst mit dem Eintritt in das Fachabitur für Gesundheit und Soziales Anwendung findet: „[...] *also meine Mutti, also die Hebamme, ähm waren mehr wert als die Schule in dem Sinne. Ja klar habe ich in der Schule vieles gelernt, aber jetzt eigentlich weniger was ich für die Hebammenausbildung brauche, außer die letzten zwei Jahre in denen ich mein Fachabitur gemacht habe.*“ (Ast: S. 7/Z. 12-15). Das Fachabitur fand nach Frau Ast nur aufgrund der Begegnungen mit der freiberuflichen Hebamme im Praktikum und dem Beistand der Mutter Einzug in ihre schulische Biografie, anderweitig hätte sie ein normales Abitur gemacht und studiert. Sie misst dem Fachabitur in einer späteren Aussage mehr Bedeutung zu: „*Wenn ich jetzt einen erweiterten Realschulabschluss gemacht*

hätte und mich dafür beworben hätte, wäre ich nicht angenommen worden.“ (Ast: S. 7/Z.19-20). Zum Einen denkt Frau Ast, dass ihr Notendurchschnitt mit einer allgemeinen Hochschulreife schlechter ausgefallen wäre, als es bei der Fachhochschulreife der Fall war und zum anderen vermutet sie, dass sie dem unausgewogenen Verhältnis zwischen verfügbaren Ausbildungsplätzen und den hohen Bewerberzahlen mit einer Fachhochschulreife beikommen konnte: „[...] wenn ich einen schlechteren Abschluss gehabt hätte, es kamen 1300 Bewerberinnen auf 15 Hebammenplätze, und ich hatte mich auch in anderen Bundesländern beworben und das hat nicht funktioniert. Und wenn es schlechter gewesen wäre, wäre ich garantiert nicht soweit gekommen.“ (Ast: S. 2/Z. 12-15). Dennoch behauptet Frau Ast, die Mutter sei die wichtigste Person im Prozess der Berufswahlentscheidung gewesen: „[...], ich mache das Fachabi für Gesundheit und das hat alles deswegen geklappt. Ich denke mal, dass ich ein Abi im Schnitt von naja im Bereich von 2,5, 3,0 gemacht und so habe ich meinen Abschluss mit 1,3 gemacht. Und hatte deswegen eigentlich eine gute Chance da angenommen zu werden. Aber wichtig für meine Entscheidung waren letztlich meine Eltern, ja. Das war dann nicht die Schule. Also eigentlich, weil meine Mutti mich darauf aufmerksam gemacht hat, dass meine Kindheit eigentlich schon so damit anfing. [...] Ich habe mit Freunden immer Entbindung gespielt, [...] Ja und das ist der Grund warum es die richtige Entscheidung war und ich die schon in der zehnten Klasse getroffen hatte, sonst hätte ich das Abi weitergemacht. Hätte es nicht als Fachabitur für Gesundheit gemacht. Also meine Eltern, nicht die Schule!“ (Ast: S. 7/Z. 34-38; S. 8/Z. 1-17). Auffällig ist hier bei Frau Ast insbesondere das Paradoxon von subjektiver Wahrnehmung und Einschätzung, zum Einen betont sie die Bedeutung der Familie als wichtigsten Einfluss und negiert die Gewichtung der Schule und zum Anderen behauptet Frau Ast, dass sie ohne das erreichte Fachabitur und dem ihm innewohnenden Bildungsgrad die Berufsausbildung nicht hätte antreten können. Der Fokus gemäß dem Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping liegt bei Frau Ast vordergründig auf dem Gatekeeping, jedoch vielmehr in Form der Hebamme und der Praktika, als auf ihrer Wahrnehmung in der Familie. Die Familie ist dennoch ein wichtiger Faktor, doch hat sie in der Sozialisation für den Beruf eher einen unterstützenden Charakter, als einen dem Gatekeeper typischen beratenden. Gleichwohl ist ihre Bedeutung für die Berufswahlentscheidung von Frau Ast nicht herabzusetzen. Die Wahrnehmung hinsichtlich des kulturellen Kapitals war eher unmaßgeblich, jedoch bemerkt sie immer wieder im Interviewverlauf die Wichtigkeit und Bedeutung eines hohen Bildungsgrades im Allgemeinen und ihres Fachhochschulabschlusses im Besonderen.

Analysiert man nun bei Frau Krone das Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping bei ihrer Berufswahlentscheidung zur Hebamme akzentuiert auch Krone immer wieder die Bedeutung ihrer Mutter, der freiberuflichen Hebamme und die Praktika. Sie hebt zudem die Wichtigkeit der erworbenen Informationen hervor, insbesondere jene die über den Tag der offenen Tür kommuniziert wurden. Diese Informationen führten letztlich zu weiteren Praktika und verstärktem Bestreben in ausbildungsrelevanten Schulfächern. Trotzdem stellt Frau Krone ebenfalls den Einfluss des Bildungsgrades zurück. Die Schule wird auch von ihr nicht direkt als Gatekeeper-Instanz im Sinne der Berufswahlentscheidung identifiziert: *„Also die Informationen waren ein wichtigerer Teil gewesen, das mit der Schule gar nicht. [...] Aber sonst so mehr die Informationen, die ich mir eingeholt habe und eben das Praktikum, und das ganz früher mit meiner Tante und so. Das war eigentlich das, was mich dazu bewogen hatte das zu machen. Ja und eben auch, wenn du Zuspruch von deinen Freunden und Bekannten bekommst für den Beruf ist halt noch besser [...].“* (Krone: S. 12/Z. 37-41; S. 13/Z. 1-3). In dieser Ausführung bemerkt Frau Krone, dass der erreichte Bildungsabschluss, das Abitur, nicht der bestimmende Anlass für die Hebammenausbildung war. Indirekt wirkte die allgemeine Hochschulreife und die Frau Krones Auffassung nach verbesserten Chancen auf dem Ausbildungsmarkt auf die Entscheidung ein: *„Also ich hätte mich auch mit bspw. einem anderen Schulabschluss für diesen Beruf beworben, weil das ist ja eigentlich auch so, dass du nur einen Realschulabschluss brauchst für die Ausbildung. Aber wie gesagt Abi ist immer besser. Du hast da auch einfach mehr Möglichkeiten später, wenn das mit der Ausbildung doch nicht geklappt hätte [...].“* (Krone: S. 13/Z. 4-8). Vordergründig stand bei ihr jedoch das Spektrum an Optionen für und nach der Ausbildung. Frau Krone interpretiert die Schule nicht als Gatekeeper- Instanz, da sie sich immer wieder auf die ursprüngliche schulischen Bildungsgrad, dem Realschulabschluss, als Voraussetzung für die Berufsausbildung beruft. Somit hätte sie sich auch mit einem Realschulabschluss für die Ausbildung zur Hebamme beworben. Fragt man Frau Krone, was ihrer Meinung nach die Voraussetzungen sein sollten, um die Berufsausbildung zur Hebamme antreten zu können, verweist sie abermalig auf die Gatekeeper-Instanzen, Praktika und weiter auf die von ihr als eher unerheblich eingestuften Einfluss ausgehend von der Schule bzw. dem erreichten Bildungsabschluss. *„Ich denke Praktika und gute Noten muss´ te haben. [...] Und die haben am Ende ja in unserer Klasse nur Abiturienten genommen. Das ist denke ich mal ist ein Punkt wonach die gucken, also ob du Realschulabschluss gemacht hast oder eben Abitur. Die wissen, dass die Ausbildung anstrengend ist und suchen sich Leute aus, die schon vielleicht einen härteren Weg gegangen sind oder so. Abi ist ja nun mal „schwerer“. Und ähm die gehen davon aus, wer Abi gemacht*

hat musste sich schon mal hinsetzen zum lernen oder musste eben für die Noten irgendwo kämpfen. Danach gucken die denke ich auch auf jeden Fall. Und daher habe ich es selber auch.“ (Krone: S. 10/Z. 12-20). Hier argumentiert Frau Krone weiter aus der Perspektive der Gatekeeper, der Gruppe der Organisationsrepräsentanten. Dabei bewertet sie eindeutig das institutionalisierte Kulturkapital in Form von Abschlüssen und Zeugnissen als eines der Hauptkriterien bei der Übergangentscheidung. Dennoch geht sie in ihrer Argumentation über die wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg beim Übergangshandeln eher von Gatekeeper-Instanzen als von kulturellen Ressourcen aus. Dennoch bemerkt sie die Brisanz des Notendurchschnitts und die im Abitur vermittelte Lernkompetenz. Die gewonnenen Einsichten in den Alltag praktizierender Hebammen, die Hebamme der schwangeren Tante und nicht zuletzt auch der Zuspruch seitens der Familie und Freunden werden vor den erhöhten Spektren an Möglichkeiten und Chancen offenbart durch den erreichten Bildungsgrad werden von Frau Krone forciert.

Auch Frau Krones Wahrnehmung und ihrer Einschätzung hinsichtlich des Einflusses ausgehend von der Mutter und dem durch die Schule gegensätzlich. Bezogen auf die Wahrnehmung der Einflussnahme und Bedeutung der Mutter im Prozess der Berufswahlentscheidung argumentiert Frau Krone, wie bereits hervorgehoben wurde, unwillkürlich widersinnig. Einerseits akzentuiert sie die Bedeutung der Hilfe und Unterstützungsleistungen der Mutter im Prozess der Berufswahl, andererseits versteift sich Krone auf die Autonomie ihrer Entscheidung und mindert dabei das Ausmaß der Einflussnahme auf die Berufswahl Hebamme ausgehend von der Mutter. Tendenziell hatte Frau Krones Mutter im Sozialisationsprozess ausschließlich die Berufswahl zur Hebamme befürwortet. Objektiv eingeschätzt übt die Mutter bei Frau Krones Berufswahl sehr wohl ein hohes Maß an Autorität auf die Entscheidung ihrer Tochter aus und stellt daher eine elementare Einflussgröße dar. Der Fokus entsprechend dem Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping liegt auch bei Frau Krone vordergründig auf den Gatekeeper, in Form der Hebamme, der Mutter und der absolvierten Praktika. Dennoch kann die Bedeutung des kulturellen Kapitals bei Frau Krone nicht vernachlässigt werden. Immer wieder formuliert sie im Interviewverlauf die Gewichtung und Bedeutung eines hohen Bildungsgrades. Trotz der eher geringen Bedeutungszuweisung des institutionalisierten Kulturkapitals, betont sie diese wieder insbesondere hinsichtlich der Bewertung durch Gatekeeper. Das Bildungskapital wird in Frau Krones Einschätzungen wieder besonders hervorgehoben, wobei sie sich insbesondere das Alter und den Reifegrad bezieht. Schließlich steht auch bei Frau Krone der

Gatekeeper in erster Instanz bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme, dennoch wird dem kulturellen Kapital Bedeutung beigemessen, vielmehr aber aus der Perspektive möglicher Verwertbarkeit in Gatekeeper-Situationen an der ersten Schwelle, als das institutionalisierte Kulturkapital als „Eintrittskarte“ im Übergang zur Berufsausbildung zu verwenden.

Fragt man nun Frau Stamm nach dem Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping bei ihrer Berufswahlentscheidung unterstreicht auch sie immer wieder die Bedeutung der Beratung und stellt dabei ebenfalls den Einfluss des Bildungsgrades hinten an: „*Die Beratung in jedem Fall, steht im Vordergrund, [...] War halt ganz normal da, so aufs Gymnasium zu gehen, wie für alle andern Leute die da halt hingehen auch. Fand mich da jetzt auch nicht besonders oder so, [...]. Und ähm hat im Bezug auf Hebamme keine Rolle gespielt.*“ (Stamm: S 10/Z. 1-6). Immer wieder erläutert sie die enge Bindung und die nachhaltige Wirkung der jungen, freiberuflichen Hebamme im Praktikum. In ihr fand Frau Stamm einen Gatekeeper, nicht nur in Hinsicht auf das von der Hebamme organisierte weitere Praktikum im Krankenhaus, sondern auch in Bezug auf den Umfang an Informationen zu Berufsinhalten und Ausbildungsablauf, wie auch dem Frau Stamm gebotenen Einblick in ihren beruflichen Alltag. So hebt auch sie den Wert umfangreicher berufsspezifischer Auskünfte hervor. In diesem Kontext erwähnt Frau Stamm auch die Eindrücke und Auskünfte den die Schülerinnen und Lehrerinnen am Tag der offenen Tür vermittelten. Diese Informationen führten, wie auch bei Frau Krone, ein Verbesserungsbestreben in ausbildungsrelevanten Schulfächern herbei, wobei das Erreichen eines Hochschulabschluss nicht an Frau Stamms Ausbildungswunsch zur Hebamme gebunden war. Vielmehr bezieht sie sich auf die aufgeführte Bildungsvoraussetzung, die mittlere Reife, und führt so weiter an, dass sie sich auch mit diesem für die Ausbildung beworben hätte. Frau Stamm argumentiert hierbei, dass sie mit dem erreichten Gymnasialabschluss deutlich über den Anforderungen lag, dennoch bedenkt sie den fehlenden Reifegrad von jüngeren Schulabgängern, nicht aber den Wissenstand oder der von Krone angeführten Lernkompetenz. Die Ansicht hinsichtlich des Bildungskapitals, insbesondere dem Alter und Reifegrad der Realschulabsolventen teilt sie, wie bereits ausgeführt wurde, mit Frau Ast und Frau Krone. Im Zuge der Sozialisation durch den Beruf erkannte Frau Stamm jedoch, dass das erreichte institutionalisierte Kulturkapital auch einen Wissensvorsprung, vor allem in ausbildungsrelevanten Fächern wie bspw. Biologie bewirkt. Dessen ungeachtet deutet Stamm die Schule nicht als Gatekeeper-Instanz, da auch sie sich immer wieder auf die schulische Voraussetzung, der mittleren Reife, bezieht. Lediglich Frau Stamms Mutter zweifelte am erreichten Notendurchschnitt ihrer Tochter und sah in einem

ausgeformten institutionalisierten Kulturkapital eine essenzielle Einflussgröße und Voraussetzung für den Erfolg beim Übergang in die Berufsausbildung zur Hebamme. Obwohl Frau Stamms Mutter immer die Berufswahl Hebamme befürwortete, war sie dennoch bis zur Zusage an der erfolgreichen Umsetzung skeptisch.

Wird Frau Stamm nach den ihrer Ansicht nach wichtigen Voraussetzungen, um die Berufsausbildung zur Hebamme antreten zu können gefragt, verweist sie wie Frau Ast und Frau Krone auf die Gatekeeper-Instanz Praktikum. Gerade die gewonnenen Einsichten in den Alltag einer praktizierender Hebammen und jenen in die Wochenstation eines Krankenhauses prägten den Berufswunsch nachhaltig. In dieser Ausführung wird nun deutlich, dass auch bei Frau Stamm der Fokus entsprechend dem Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping vordergründig auf den Gatekeeper liegt, hier insbesondere in Form der freiberuflichen Hebamme, der Mutter und der absolvierten Praktika. Der Erwerb eines größtmöglichen Umfangs von institutionalisiertem Kulturkapital war für Frau Stamm selbstverständlich, jedoch nicht maßgeblich an die Berufswahl gebunden, sodass sein Einfluss doch hintergründig blieb.

Vergleicht man die Aussagen zum Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeping aller drei Probandinnen ist auffällig, dass fortwährend der Gatekeeper, in Form der freiberuflichen Hebamme in den absolvierten Praktika, einschneidenden Einfluss auf die Ausgestaltung des Übergangs zur ersten Schwelle hatte. Daneben kann man behaupten, dass alle drei Probandinnen zu jeder Zeit die Maximierung ihres institutionalisiertem Kulturkapital anstrebten, um durch die erreichten Abschlüsse, Bildungstiteln bzw. Zeugnisse dem im Sozialisation erworbenem inkorporierten Kulturkapital institutionalisiertes Ansehen zu verleihen, welches in bessere Chancen auf dem Ausbildungsmarkt mündet. Abschließend lässt sich das Verhältnis von Gatekeeping und kulturellem Kapital bei allen drei Probandinnen in einem Wechselspiel beschreiben, wobei der Gatekeeper immer den Ausgangspunkt darstellt. Bei allen Probandinnen eröffnete sich der Berufswunsch Hebamme im Zuge der familiären Sozialisation, durch den Kontakt zu einer Hebamme, entweder durch die Schwangerschaft eines Familienmitgliedes wie bei Frau Krone und Frau Stamm die Tante und Stiefmutter oder durch die Bekannte der Eltern, wie bei Frau Ast. In diesem Interesse beschafften sich die Probandinnen selbstständig und auch unter Beihilfe der Mütter, oder wie bei Frau Stamm das zweite Praktikum mit der Hilfe der freiberuflichen Hebamme, berufsvorbereitende Praktika. Alle absolvierten ein Praktikum bei einer freiberuflichen

Hebamme und mindestens ein bis zwei in einem Krankenhaus, auf einer Wochenstation. Diese Gatekeeper aus der Gruppe Organisationszugehörigen vermittelten den Probandinnen im Prozess der Berufswahlentscheidung zur Hebamme während der Praktika berufsrelevantes Wissen und Informationen, zudem boten sie vielfach praxisbezogene Einblicke in ihren Berufsalltag, die am sorgfältigsten von den freiberuflichen Hebammen organisiert wurden. Die Probandinnen identifizieren übereinstimmend den Kontakt zu der freiberuflichen Hebamme als ersten weitreichenden Gatekeeper im Prozess der Berufswahlentscheidung, die den Wunschberuf manifestierten. Im Zuge der Selbstsozialisation mündet ihr Einfluss bei Frau Ast sogar in die Entscheidung für ein Fachabitur, welches zur Ausweitung ihres institutionalisierten Kulturkapitals führt. Frau Krone und Frau Stamm absolvierten einen normalen Hochschulabschluss. So war der Gatekeeper freiberufliche Hebamme bei Frau Ast Auslöser für die berufsspezifische Ausrichtung des institutionalisierten Kulturkapitals und so für die Ausweitung des Bildungskapitals. Im Hinblick auf die Informationsbeschaffung war für alle der Tag der offenen Tür an der Hebammenschule, ihrer heutigen Ausbildungsstätte, von großer Bedeutung. Schülerinnen und Lehrer agierten hier als Gatekeeper im Sinne der Organisationszugehörigen. Hinzugezogen wurde lediglich noch das Internet, bei Frau Stamm war es kurzweilig ein objektiver Berater, ein Berufsberater vom Berufsinformationszentrum. Die gewonnenen Informationen, insbesondere jene kommuniziert durch den Tag der offenen Tür, beeinflussten, speziell bei Frau Krone und Frau Stamm, die Ausgestaltung des institutionalisierten Kulturkapitals und des Bildungskapitals, auch durch weitere Praktika. Im Bewerbungsprozess agierte bei allen drei Probandinnen die Familie, die Mütter im Besonderen, als Gatekeeper. Hier werden Hilfestellungen hinsichtlich der Bewerbungsgestaltung, Praktika und Informationssuche, sowie der psychische Beistand hervorgehoben. Im Hinblick auf die Berufswahl vermittelten im Zuge der familiären Sozialisation besonders die Berufserfahrungen der Mütter einen Einblick in den sozialen Sektor und prägen nachhaltig die berufliche Interessenausgestaltung der Probanden mit. Besonders bei Frau Krone wiegt der mütterliche Einfluss auf die Berufswahl schwer.

In letzter Instanz im Übergang zu Berufsausbildung agierten die Organisations-zugehörigen bzw. auch Organisationsrepräsentanten im Vorstellungsgespräch als Gatekeeper, die jedoch explizit einzig von Frau Stamm genannt wurden. Sie entschieden vor allem vor dem Hintergrund des bisher erworbenen kulturellen Kapitals über den Antritt in die Berufsausbildung zur Hebamme. In beiden Einflussgrößen bildete sich das inkorporierte Kulturkapital, das sich auf das implizite Wissen und die impliziten Denk- und

Handlungsmuster der Probandinnen beziehen, im Zuge der Sozialisation für den Beruf heraus und wird zum Bestandteil ihrer Persönlichkeit und beeinflusst nicht zuletzt die Wahrnehmung und Beurteilung der Gatekeeper und jene des institutionalisierten Kulturkapitals.

12 Schluss

Ich habe im Verlauf der vorliegenden Arbeit aufgezeigt, wie angehende Hebammen in Magdeburg ihre Berufswahlentscheidung trafen. Die Frage nach dem Wie wurde über die Rekonstruktion sozialisationsbedingter Einflussgrößen aufgeworfen. Die Herangehensweise impliziert von Beginn an die Übergangsgestaltung als familiärer Sozialisationsprozess und berücksichtigt den systematischen Einsatz von sozialen Beziehungen und kulturellen und ökonomischen Ressourcen. Diese Einflussgrößen wurden im theoretischen Teil der Arbeit umfassend berücksichtigt und verdeutlicht. Bereits vorliegende Ergebnisse sind in Bezug auf die akzentuierten Parameter, das Berufsfeld sowie den gewählten Ort nicht erschöpfend. In Anbetracht dieses Defizit ist das Anliegen die vorherrschenden kulturellen und ökonomischen Ressourcen und der Sozialbeziehungen bei der Berufswahl zur Hebamme in Magdeburg herauszustellen und diese vor dem Hintergrund sozialisationsbedingter Handlungs-, Denk- und Wahrnehmungsmuster zu beurteilen. Zudem gilt dem individuell zugewiesenen Wert der Kapitalformen besondere Beachtung und ob und in wie weit sich dieser auf deren Einsatz auswirkte. Die Ergebnisse der in dieser Arbeit unternommenen qualitativen Untersuchung liefern eine Tendenz zur Aufschlüsselung des Verhältnisses von kulturellem Kapital und Gatekeeping bei der Berufswahl zur Hebamme. Vor allem der Einfluss familiärer Sozialisation und der u.a. darüber vermittelte Habitus bei der Übergangsgestaltung wird umfassend herausgestellt. Zum Abschluss sollen nochmals alle Ergebnisse systematisch dargestellt werden. Dabei werden zunächst die Ergebnisse aus den Interviews im Kontext des vorgestellten analytischen Rahmens diskutiert und darüber die Frage nach dem Einfluss der in der Sozialisation erworbenen Beurteilungs-, Denk- und Handlungsmuster und die Bedeutung der Sozialisationsinstanzen für die Berufswahlentscheidung sowie die individuelle Beurteilung vorhandener kultureller, sozialer oder ökonomischer Ressourcen und deren Gewichtung bei der Berufswahl zur Hebamme abschließend zusammenfassend beantwortet. Anschließend möchte ich auf die sich aus dem Titel der Arbeit abgeleitete Fragestellung nach dem Verhältnis von Gatekeeping und kulturellem Kapital bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme in Magdeburg eingehen. Zum Schluss werde ich über die Ergebnisse Rückschlüsse auf Zusammenhänge im Übergangshandeln der Probandinnen ziehen.

Im Zuge der theoretischen Erörterung wurden bereits erste Vermutungen über die Zusammenhänge von Sozialisation, Habitus und der drei Kapitalformen vorgestellt. Diese Vermutungen basieren sowohl auf theoretischen Hypothesen, als auch auf vorhandenen empirischen Analysen zur Übergangsforschung. Insbesondere der vermutete Zusammenhang von Sozialisation und Berufswahl im Allgemeinen begründete sich auch bei der Wahl zur Hebamme im Besonderen wird fokussiert.

Auf der Grundlage des analytischen Rahmens wurde angenommen, dass Sozialisationsprozesse, insbesondere jene ausgehend von der Familie, und der ihnen zugrundeliegende Habitus den Ausgangspunkt für die Betrachtung der Berufswahlentscheidung zur Hebamme bilden. In der Sozialisation für den Beruf und der Prägung des Habitus der Probandinnen spielt die Familie eine entscheidende Rolle. Die Familie als Sozialisationsinstanz repräsentiert das soziale Milieu der Probandinnen und vermittelt darüber hinaus nicht nur Werte, Normen und Einstellungen, sondern auch ein gewisses Repertoire an kulturellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen, die ihnen berufliche Beteiligungs- und Gestaltungschancen ermöglichen. Die Schule als weitere Sozialisationsinstanz bildet den Ausgangspunkt für den Erwerb von allgemeinen Kompetenzen und Qualifikationen. Sie wirkt sich auf die Ausweitung von kulturellem Kapital aus, vor allem im Sinne des institutionalisierten kulturellen Kapitals in Form von Bildungstiteln, Abschlüssen und Zeugnissen, die ihrerseits die Basis für den Zugang zur Berufsausbildung zur Hebamme bildeten. Der Einfluss von kulturellem Kapital wird vor allem an der Beziehung zwischen dem allgemeinen Bildungsniveau der Familie und dem schulischen Erfolg in Form der erreichten Abschlüsse der Probandinnen sichtbar. So kann der erreichte allgemeine Bildungsgrad der Probandinnen auf die familiäre Sozialisation zurückgeführt werden. Die familiäre Sozialisation bildete indirekt den Ausgangspunkt für die schulische Laufbahn und den beruflichen Entwicklungsprozess der drei Probandinnen. Hier kann eine Brücke von den erreichten allgemeinen Bildungsabschlüssen der Probandinnen und jener ihrer Eltern hergestellt werden, wobei Frau Asts und Frau Krones Eltern, wie auch die Probandinnen selbst, die Hochschulreife absolvierten. Lediglich Frau Stamm besitzt einen höheren Bildungsabschluss als ihre Eltern oder Geschwister. Sie erreichten die mittlere Reife. Der schulische Erfolg aller drei Probandinnen steht in enger Verbindung mit dem familiären und sozialen Milieu, dem Bildungsniveau der Eltern und der Verwandten, sowie der Schultypen. Auch ist der Berufswunsch Hebamme auf diese Indikatoren zurückzuführen und

weist daher auch keine große Milieudistanz zur Herkunftsfamilie auf. Mindestens ein Elternteil, hier ausschließlich die Mütter, sind oder waren in einem sozialen Beruf tätig. Bei Krone ist die Distanz am Geringsten. So erlernte ihre Mutter den Beruf der Krankenschwester, hatte darüber hinaus aber den Berufswunsch Hebamme. Frau Stamms Mutter ist als Erzieherin tätig. Lediglich bei Frau Ast ist eine minimale Distanz zum Berufsfeld der Mutter, welche als Grundschullehrerin tätig ist, zu erkennen. So wurden berufsgebundene Einstellungen und Einsichten über familiäre Sozialisationsprozesse an die Probandinnen weitergegeben, die letztlich in den Berufswunsch Hebamme mündeten. Im Zuge der familiären Sozialisation vermitteln besonders die Berufserfahrungen der Mütter einen Einblick in den sozialen Sektor und prägen nachhaltig die berufliche Interessenausgestaltung der Probandinnen mit. In der Zusammenkunft von Sozialisation und Berufswahl vermitteln Eltern ihren Kindern ihre subjektiven Erfahrungen in der Berufswelt sowie berufliche Wertvorstellungen, Erwartungen und Kenntnisse, die sich in jenen Berufsvorstellungen der Kinder abbilden.

Die theoretischen Annahmen über einen Zusammenhang von familiärer Sozialisation, Habitus und dem Berufswunsch konnten daher im speziellen Fall der Ausbildung zur Hebamme im Erhebungsraum Magdeburg von den drei befragten Probandinnen bestätigt werden. Die Berufswahlentscheidung wurde bei allen Probandinnen eindeutig über die in der familiären Sozialisation erworbenen Denk-, Beurteilungs- und Handlungsmuster sowie über die vermittelten beruflichen Wirklichkeitserfahrungen und dem erreichten Bildungskapital der Eltern geprägt. Der Einfluss der beruflichen Erfahrungen und Laufbahnen von Eltern, hier insbesondere jene der Mütter, auf die Sozialisation für den Beruf wird in allen drei Interviews deutlich hervorgehoben.

Im Hinblick auf die berufliche Erstplacierung hatten alle drei Probandinnen genaue Vorstellungen. Die Entscheidung für die berufliche Erstplacierung als Hebamme trafen sie auf der Basis der in der Sozialisation für den Beruf erworbener Denk-, Beurteilungs- und Handlungsmuster und vor dem Hintergrund kultureller, sozialer und ökonomischer Ressourcen. Bereits vor der zehnten Klasse stand für die drei Probandinnen der Wunschberuf Hebamme fest, was zum Einen auf die Beratung durch die Hebammen in den Praktika und zum Anderen auf die vermittelten Wertvorstellungen und Erfahrungen über die familiäre Sozialisation zurückgeführt werden kann. So begann der Berufswahlentscheidungsprozess zur Hebamme für die Probandinnen in der Schulzeit und vertiefte sich fortwährend durch die

individuelle Biografie. Die Biografie der Probandinnen zeigt weiter auf, dass das Bildungskapital und der Übergang in eine andere Statuspassage untrennbar sind. Erst mit der Trennung von Haupt-, Realschule und Gymnasium setzten die Probandinnen bewusst erste Bildungsschwerpunkte für ihre berufliche Zukunft. Die Entscheidung über ihren schulischen Werdegang, dem Erreichen des Abiturs, trafen die Probandinnen vor dem Hintergrund der beruflichen Orientierung, dem Vorhaben der Berufsausbildung zur Hebamme, sowie unter dem Bewusstsein, dass die schulische Vorqualifikation und der damit verbundene Grad des erreichten allgemeinbildenden Schulabschlusses weichenstellend für die Ausgestaltung der Berufsbiografie sind. So nutzte Frau Ast den Übergang von der Realschule auf das Fachgymnasium, um ihre Kompetenzen und Qualifikationen auf einen gesundheitsorientierten und sozialen Ausbildungsberuf, wie dem der Hebamme, auszurichten. Frau Ast wurde daher nicht nur wie Frau Krone und Frau Stamm durch den am Gymnasium vorherrschenden Leistungsdruck schon in der schulischen Sozialisation auf das spätere Berufsumfeld vorbereitet, sondern zudem inhaltlich speziell geschult. Das ihr innewohnende kulturelle Kapital war daher am stärksten in Hinsicht auf die von ihr angestrebte Berufsausbildung zur Hebamme ausgeprägt. Jedoch wird dem kulturellen Kapital von Frau Krone und Frau Stamm im Allgemeinen ein höheres institutionelles Ansehen verliehen, da die allgemeine Hochschulreife ein höheres Bildungsniveau aufweist als jenes der Fachhochschulreife. Die Schule als eine weitere Sozialisationsinstanz intensiviert die beruflichen Orientierungen der drei Probandinnen unwesentlich. Vielmehr dient sie hier der Vermittlung von Wissen und dem Erhalt gesellschaftlicher und kultureller Reproduktionen, aus dem die Probandinnen ein ausgeprägtes soziales Interesse hervorbrachten. Die größte Leistung im Prozess der schulischen Sozialisation war bei der Ausgestaltung des Berufswunsches Hebamme nicht die Vermittlung von allgemeinem Wissen, sondern die organisierte Möglichkeit, den beruflichen Alltag im Zuge eines Praktikums zu erfahren, welches zunächst nicht alle Probandinnen in sozial ausgerichteten Berufsfeldern absolvierten. Die Auswertung der Interviews zeigte deutlich, dass sozialisationsbedingte Einflüsse im Bildungserwerbsprozess und letztlich bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme eine entscheidende Rolle spielen. Der Zusammenhang von schulischer Sozialisation und der Berufswahlentscheidung zur Hebamme besteht in der Vertiefung beruflicher Wirklichkeitserfahrungen durch berufswunschspezifische Praktika auf Wochenstationen in Krankenhäusern und bei freiberuflichen Hebammen. Der Zweck der Sozialisation für den Beruf über die Sozialisationsinstanzen Familie und Schule liegt in der Förderung von Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, die für das Praktizieren der vordefinierten Berufsrolle der

Hebamme notwendig sind. Das Ergebnis der schulischen Sozialisation bildet die Ausweitung von kulturellem Kapital, jedoch ist seine Verwertung für die Übergangsgestaltung abhängig von der gegenwärtigen Arbeitsmarktsituation und von der jeweiligen Ausstattung mit ökonomischem und sozialem Kapital.

Das Übergangssystem von der allgemeinbildenden Schule in den Ausbildungsmarkt ist ein vielschichtiger, kontroverser, problematischer Vermittlungsprozess zwischen objektiven Anforderungen der Ausbildungsstätte, der medizinischen Fakultät der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, und subjektiven Erwartungen, Eignungen, Neigungen, Interessen und Wünschen der drei Probandinnen. Um diesem Vermittlungsprozess beikommen zu können, nutzten die Probandinnen ihr verfügbares kulturelles, soziales und ökonomisches Kapital. Die Berufswahl zur Hebamme wurde nicht durch das ökonomische Kapital bestimmt, vielmehr ergaben sich Berufschancen aufgrund eines ausgeprägten Repertoires an kulturellem und sozialem Kapital. Das kulturelle Kapital wurde in dieser Forschung überwiegend in Form von institutionalisiertem Kulturkapital fixiert, sodass erreichte Bildungsabschlüsse und Zeugnisse als Indikatoren für die Berufswahlentscheidung zur Hebamme analysiert wurden. Verallgemeinert lässt sich der Zusammenhang von kulturellem Kapital und der Berufswahlentscheidung zur Hebamme zum Einen im Maximierungsbestreben von inkorporiertem und institutionalisiertem Kulturkapital und zum Anderem im Bewusstsein über das institutionalisierte Ansehen, welches in besseren Chancen zur Ausbildung zur Hebamme mündet, aufzeigen. Das soziale Kapital umfasst vorwiegend Gatekeeper, Einflüsse und Hilfestellungen ausgehend von der Familie, Verwandten, Freunden, den Hebammen in den Praktika oder teilweise auch von Berufsberatern. Insbesondere die Gatekeeper aus der Gruppe Organisationszugehörigen, die Hebammen, vermittelten den Probandinnen im Prozess der Berufswahlentscheidung zur Hebamme während der Praktika berufsrelevantes Wissen und Informationen. Die Einblicke in den Berufsalltag von Hebammen in den Praktika förderten die Ausgestaltung von kulturellem und sozialem Kapital. Die Probandinnen identifizieren so auch den Kontakt zu der freiberuflichen Hebamme als ersten weitreichenden Gatekeeper im Prozess der Berufswahlentscheidung, den Wunschberuf manifestierte. Im Zusammenhang von sozialem Kapital, in Form von Gatekeepern, agieren die freiberuflichen Hebammen als Initiatoren zur Berufswahl zur Hebamme, die im engen Zusammenhang zur familiären Sozialisation stehen. Im Zuge der familiären Sozialisation eröffnete sich bei allen Probandinnen der Berufswunsch durch den Kontakt zu einer Hebamme, entweder durch die Schwangerschaft eines Familienmitgliedes oder durch den Kontakt zu einer Hebamme im

Bekanntenkreis der Eltern. Mit Hilfe der Gatekeeper konnten die Probandinnen letztlich ihr Kapital strategisch bei der Berufswahlentscheidung zur Hebamme, an der ersten Schwelle, einsetzen. Auf der Basis der drei Kapitalformen und den über Gatekeeper vermittelten Informationen gestalteten die Probandinnen ihre berufliche Lebensplanung aus. Die Informationen verschafften den Probandinnen mehr Sicherheit in der Entscheidung, weiter steigerten sie den Wert des verfügbaren Kapitals, was die drei Probandinnen zu einem strategischen Einsatz ihres Kapitals befähigte. Die gewonnenen Informationen über den Tag der offenen Tür, über die Praktika und das Internet relativierten Unsicherheiten und lieferten eine Gewissheit, den geforderten Qualifikationen und Kompetenzen gerecht werden zu können. Die über den Tag der offenen Tür kommunizierten Informationen beeinflussten sogar die Ausgestaltung des institutionalisierten Kulturkapitals und des Bildungskapitals und führten darüber hinaus zu weiteren Praktika. Über das Aufsuchen und Auswerten von Informationen zum Berufsbild und der intensiven Auseinandersetzung mit den Berufsinhalten und den Tätigkeitsfeldern von Hebammen waren sie in der Lage, Vorurteile zu revidieren und darüber hinaus eine gewissenhafte Berufswahlentscheidung zu treffen. Im Zusammenhang von sozialem Kapital und der Berufswahlentscheidung kommt der Erfahrung mit Gatekeepern eine wichtige Bedeutung bei der Auseinandersetzung mit beruflichen Interessen und Realisierungschancen zu. Sie vermittelten in allen Fällen grundlegende berufsrelevante Informationen, förderten indirekt und direkt die Ausgestaltung von Bildungskapital und weckten nicht zuletzt das Interesse für die Ausbildung zur Hebamme selbst. Daher geht bei der Analyse zum Verhältnis von kulturellem Kapital und Gatekeeper letztere als wichtigster Indikator für die Berufswahlentscheidung hervor. Die Gatekeeper übten im Prozess der Berufswahl kontinuierlich Einfluss auf die Ausgestaltung des Übergangs zur ersten Schwelle aus, das kulturelle Kapital übt daher einen unstillen Einfluss aus. Wohingegen das kulturelle Kapital seine größte Bedeutung im Bewerbungsprozess, durch die Bewertung des individuellen kulturellen Kapitals von Gatekeepern fand. Vor dem Hintergrund des bisher erworbenen kulturellen Kapitals entschieden die Gatekeeper letztlich über den Antritt in die Berufsausbildung zur Hebamme.

Abschließend werde ich die Aussagen der drei Probandinnen in den Kontext der vier Formen des Übergangshandelns nach Evans und Heinz stellen. Hierbei werden die Erfahrungen der Probandinnen bei der Bewältigung des Übergangs von der allgemeinbildenden Schule in die Berufsausbildung erfasst, wobei den Problemlösungsstrategien bei der Bewältigung von Abschlüssen, der Berufswahl oder der Ausbildungsplatzsuche besondere Aufmerksamkeit zukommt. Die Auswertungen der Interviews zeigen, dass die biografische

Übergangsgestaltung der Probandinnen vom Ausmaß der vorberuflichen Sozialisationserfahrungen und von den verfügbaren Handlungsspielräumen in der Statuspassage abhängen. Die vorberufliche Sozialisation sowie die Herausforderungen und Rückschläge bei der Übergangsbewältigung beeinflussen daher die Verankerung der Probandinnen im Ausbildungssystem und auch den Umfang an beruflichen Wünschen und Zukunftsplänen. Im Zuge der Sozialisation für den Beruf bereiteten sich alle drei Probandinnen ausschließlich auf den Beruf der Hebamme vor, somit bezog sich das Spektrum an Ausbildungswünschen auf jenes Berufsfeld. In der Analyse der Ergebnisse in Hinsicht auf das Übergangshandeln ist bei den Probandinnen Frau Ast und Frau Stamm eine planvoll strukturierte und ein an klare berufliche Vorstellungen geknüpftes Verhalten in der Statuspassage von der allgemeinbildenden Schule in die Berufsausbildung zur Hebamme zu erkennen. Hier verweise ich auf die Form des strategischen Übergangshandelns. Von Beginn an konzentrierte sich die Berufswahl ausschließlich auf den Ausbildungswunsch Hebamme. Der Übergang selbst wurde gewissenhaft über Praktika und Informationsbeschaffung aktiv vorbereitet. Bei der Probandin Frau Krone ist das Übergangsverhalten ebenfalls strategisch ausgerichtet, jedoch mit einer Tendenz zum risikobereiten Übergangshandeln. Diese Tendenz zeigt sich im Bewerbungsverhalten. Der Berufswunsch war wie bei Frau Ast und Frau Stamm bereits fest verankert, jedoch hatte sie sich in weiteren Berufsgruppen beworben, in ihrem Wunschberuf lediglich einmal.

Bei der Bewältigung des Übergangs von der allgemeinbildenden Schule in die Berufsausbildung nutzten alle drei Probandinnen die Qualifizierungs- und Sozialisationsinstanzen als Vorbereitung auf die Erwerbstätigkeit. Ein Bewusstsein für die Verwertbarkeit der in ihnen erworbenen Ressourcen bei der Ausbildungsplatzsuche ist am Deutlichsten bei der Vorbereitung des Übergangs von Frau Ast zu erkennen. Die Sensibilität für die geringe Anzahl an Ausbildungsplätzen zur Hebamme, die Gewissheit über Wettbewerbsvorteile dank höherer und qualifizierter Bildungsabschlüsse und der ihr innewohnenden Ausdehnung der Adoleszenz, sind gerade bei Frau Ast Indizien für ein bewusstes auf die Ausbildung zur Hebamme ausgerichtetes Übergangshandeln. Letztlich kann bei allen drei Probandinnen eine aktive und autonom verwirklichte Berufswahlentscheidung festgestellt werden. Das Übergangshandeln ist nach der Interpretation von Evans und Heinz als ein strategisches und bei Frau Krone teilweise zum risikobereiten Übergangshandeln tendierend zu diagnostizieren.

Vor dem Hintergrund genannter Ergebnisse in dieser Arbeit möchte ich nun die vorgestellte Interpretation des Krisenmanagers diskutieren. Die unter 4.4 nach Heinz definierten Krisenmanager nehmen die transformationsbedingte Strukturkrise im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt zum Ausgangspunkt, was sich in einer deutlichen Gewichtung der dualen Ausbildung in den Übergangsplänen von Jugendlichen, insbesondere im ostdeutschen Bundesgebiet, niederschlägt. Diese Gewichtung in den Übergangsplänen ist das Resultat einer informierten, kompetenten und pragmatisch geprägten Anpassungsleistung an die Angebots- und Nachfragesituation auf dem Ausbildungsmarkt. Auch die Schlüsse aus der hier vorgestellten Arbeit zeigen, dass die Konkurrenz und Ausbildungsplatzsituation im Jahr 2007 die Probanden in Hinsicht auf die Chancenverteilung mit prägten. Der Trend hin zur Erhöhung schulischer Qualifikationsniveaus spiegelt sich auch in den Aufnahmebedingungen und -voraussetzungen des Ausbildungsjahrgangs 2007 wieder, aufgrund des hohen Konkurrenzdrucks, herbeigeführt durch zwei Abschlussjahrgänge, und die tendenzielle Chancenverteilung zugunsten der Abiturienten führte bei den Probandinnen zu einem höheren Chancenbewusstsein mit erreichter Fach- bzw. Hochschulreife. Offensichtlich war den Probandinnen die immer stärker werdende Konkurrenz von Bildungsabschlüssen zueinander bekannt, der sie mit Zielstrebigkeit und einem hohen Portfolio an allgemeiner Bildung beikommen wollten. Die daraus resultierende tendenzielle Abwertung niedrigerer Bildungsabschlüsse, insbesondere im Abgangsjahrgang 2007, hat auch bei den Probandinnen das Streben nach höheren Qualifikationsniveaus, trotz des Wunsches nach einer dualen Berufsausbildung, zur Folge.

Literatur

Attelander, P. (2003). Methoden der empirischen Sozialforschung. 10. Auflage, Berlin: de Gruyter.

Barlösius, E. (2006). Pierre Bourdieu. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.

Behrens, J. & Rabe-Kleberg, U. (2000). Gatekeeping im Lebenslauf. Wer wacht an Statuspassagen? Ein forschungspragmatischer Vorschlag, vier Typen von Gatekeeping aufeinander zu beziehen. In: Hoerning, E. M. (Hrsg.), *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Beinke, L. (1992). Berufswahlunterricht. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Bourdieu, P. (1998). Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1997.)Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (2001). Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik. Schriften zu Politik & Kultur 4. Hamburg: VSA-Verlag.

Buschbeck, A. & Krewerth, A. (2004). Kriterien der Berufswahl und der Ausbildungsplatzsuche bei Jugendlichen. In: Krewerth, A. et al. (Hrsg.), *Berufsbezeichnungen und ihr Einfluss auf die Berufswahl von Jugendlichen. Theoretische Überlegungen und empirische Ergebnisse*. Bielefeld: Bertelsmann.

Chisholm, L. 1996). Bestimmung des Beratungsbedarfs für die verschiedenen Zielgruppen unter den Jugendlichen bis 28 Jahren in der Europäischen Gemeinschaft. Junge Europäer und Berufsberatung: *Was brauchen und wünschen die Jugendlichen?* 2. Auflage, Thessaloniki: CEDEFOP.

Ebner, H. G. (1992). Berufsfindung und Ausbildung. Ausbilder unterstützen die berufliche Entwicklung. Basel/Weinheim: Beltz.

Friebel, H. (Hrsg.), (1983). Von der Schule in den Beruf. Alltagserfahrungen Jugendlicher und Sozialwissenschaftliche Deutung. *Jugend zwischen Familie, Bildung, Beruf und Freizeit*. Band 1. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Friebel, H. et al. (1996) Bildungsidentität. Zwischen Qualifikationschancen und Arbeitsplatzmangel. Eine Längsschnittuntersuchung. Opladen: Leske und Budrich.

Pätzold, G. (2004). Übergang Schule-Berufsausbildung. In: Helsper, W & Böhme J. (Hrsg.), *Handbuch der Schulforschung*. 1 Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Heinz, W. et al. (1985). Hauptsache eine Lehrstelle. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarkts. Basel/Weinheim: Beltz.

Heinz, W. (1995). Arbeit, Beruf und Lebenslauf. Eine Einführung in die berufliche Sozialisation. Weinheim: Juventa-Verlag.

Heinz, W. (1996). Berufsverläufe im Transformationsprozess. In: Hormuth, S.E. et al. (Hrsg.), *Individuelle Entwicklung, Bildung und Berufsverläufe. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in Ostdeutschland*. Bd. 4. Opladen: Leske und Budrich.

Heinz, W. et al. (Hrsg.), (1998). Was prägt Berufsbiografien? Lebenslaufdynamik und Institutionenpolitik. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit.

Heinz, R. (2000). Selbstsozialisation im Lebenslauf. Umriss einer Theorie biographischen Handelns. In: Hoerning, E. M. (Hrsg.), *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Klevenow, G. H. (2000). Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Bildungsforschung. BeitrAB 235. Klassifikation von Ausbildungsberufen als Basis für Berufsorientierung. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit.

Kühn, T. (2004). Berufsbiografie und Familiengründung. Biografiegestaltung junger Erwachsener nach Abschluss der Berufsausbildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lange, E. (1986). Entscheidungsprobleme beim Übergang von der Schule in das Beschäftigungssystem und Hilfen zur Berufsberatung. In: Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (Hrsg.), *Der Übergang von der Pflichtschule in das Berufsleben*. Bonn: Köllen.

Leisering, L. et al. (Hrsg.), (2001). Institution und Lebensläufe im Wandel. Institutionelle Regulierung von Lebensläufen München/Weinheim: Juventa Verlag.

Lempert, W. (2002). Berufliche Sozialisation. Was Berufe aus Menschen machen. Eine Einführung. 2. Aufl., Baltmannweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.

Mayring, P. (2002). Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken. 5. Auflage, Basel/Weinheim: Beltz.

Münch, R. (2002). Soziologische Theorien. Handlungstheorie. Band. 2. New York/Frankfurt: Campus-Verlag.

Münch, R. (2004). Soziologische Theorien. Gesellschaftstheorie. Band. 3. New York/Frankfurt: Campus-Verlag.

Steiner, C. (Hrsg.), (2005).: Bildungsentscheidungen als sozialer Prozess. Eine Untersuchung in ostdeutschen Familien. 1. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Potocnik, R. (1990). Entscheidungstraining zur Berufs- und Studienwahl. Theorie – Konzeption – Evaluierung. Trainingsmanual. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber.

Scherger, S. (2007). Destandardisierung, Differenzierung, Individualisierung. Westdeutsche Lebensläufe im Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Struck, O. (2001). Gatekeeping zwischen Individuum, Organisation und Institution. Zur Bedeutung und Analyse von Gatekeeping am Beispiel von Übergängen im Lebensverlauf. In: Leisering, L. et al. (Hrsg.), *Institution*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Tippelt, Rudolf (Hrsg.), (2002). Handbuch Bildungsforschung. Opladen: Leske und Budrich.

Internetquellen

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG: Gatekeeping. Online: <http://studienplatztauschboerse.de/studieninhalte/onlinelexikon/ga/Gatekeeping> (15.04.2009).

Beinke, L. (2002). Familie und Berufswahl. 2002. Online: <http://www.gbv.de/dms/bs/toc/349778124.pdf> (11.05.2009).

Bundesagentur für Arbeit (2009). Berufsinformationen einfach finden. Hebamme/Entbindungspfleger. Online: <http://infobub.arbeitsagentur.de/berufe/start?dest=profession&prof-id=8838> (10.06. 2009).

Frerichs, S. Gatekeeping. Online: <http://www.stefre.de/Gatekeeping.pdf> Gatekeeping (15.04.2009).

Goertz, B. et al. (2004) LfQ- Veranstaltungsdokumentation Workshop: Schule und Berufsvorbereitung. Online: <http://209.85.135.104/search?q=cache:TR8Le3F7l18J:www.uni-duisburg.de/FB2/Wirtschaft/download/AbschlussberichtWesel.pdf+Bianca+Goertz,+Anja+Griese,+Claudia+Heise&hl=de&ct=clnk&cd=1&gl=de&client=firefox-a> (15.03.2009).

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (2009). Forschungseinrichtung der Bundesagentur für Arbeit. Online: <http://www.iab.de/de> (10.06.2009).

Kühn, T. & Witzel, A. (1999). Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Berufsbiographische Gestaltungsmodi - Eine Typologie der Orientierungen und Handlungen beim Übergang in das Erwerbsleben. Arbeitspapier Nr. 61. Bremen. Online: <http://www.sfb186.uni-bremen.de/download/paper61.pdf> (15.03.2009).

Stangel, W. (2009). Arbeitsblätter. Das problemzentriertes Interview. Online: www.stangltaller.at/ARBEITSBLAETTER/FORSCHUNGSMETHODEN/ProblemzentriertInterview.shtml (15.03.2009).

Uni FR, FB Medien- und Kommunikationswissenschaft (2007). qualitative Inhaltsanalyse. Online: <http://209.85.135.104/search?q=cache:N3g5ICJ74IwJ:unifr.ch/mukw/downloads/IA-Qualitativ.pdf+qualitatives+inhaltsanalyse&hl=de&ct=clnk&cd=33&gl=de&client=firefox-a> (15.03.2009).

Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. In: Forum qualitative Sozialforschung. Online: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewFile/1132/2520> (15.03.2009).